

Paul Haller

So dunkelschwarzi Auge

Neuausgabe der Werke

Baden-Verlag

Herausgeber und Verlag danken den folgenden Institutionen
für die großzügige Unterstützung dieses Werkes

Regierungsrat des Kantons Aargau
Stiftung Pro Argovia
Stadt Aarau
Stadt Brugg
Koch-Berner Stiftung, Villmergen

Herausgeberschaft: Christian Haller, Fridolin Stähli, Paul Bieger,
Sabina Binggeli-Brogle, Hans Ulrich Glarner, Dominik Sauerländer

CD: Hans Rudolf Twerenbold liest *s Juramareili*.
Tonbandaufnahme 1986 (Pro Argovia),
überspielt 2007 durch Spectrum Video GmbH, 5610 Wohlen

Copyright © 2007

Buchgestaltung: Paul Bieger, Brugg
Schutzumschlag: Beat Hofer, Rothrist
Mitarbeit im Staatsarchiv: Isabelle Böhmler
Frontispiz: Paul Haller, Ölgemälde von Giovanni Giacometti, 1918

Herstellung: buag Grafisches Unternehmen AG, CH-5405 Baden-Dättwil

Baden-Verlag, CH-5405 Baden-Dättwil

ISBN 978-3-85545-146-3

ZUR NEUAUSGABE

DER WERKE VON PAUL HALLER

Die Herausgeber sind der Überzeugung, daß ein Werk vom Rang Paul Hallers jederzeit greifbar sein muß. Seine Mundartgedichte zählen zu den schönsten der Schweizer Literatur, *Marie und Robert* gehört zu den besten Theaterstücken, die in der Schweiz geschrieben worden sind, und Hallers Meisterwerk, das er sein «Jurachind» genannt hat, ist das in 1700 Blankversen geschriebene *s Juramareili*. Dieses Werk im Bewußtsein zu halten, es zu pflegen und einer neuen Leserschaft bekannt zu machen, ist neben der literarischen, auch eine kulturpolitische Aufgabe.

Die vorliegende Neuausgabe enthält gegenüber den vergriffenen *Gesammelten Werken* bisher unveröffentlichte Texte aus dem Nachlaß, erstmals publizierte Fotos sowie Zeichnungen des Dichters Paul Haller. Zudem ist eine Lesung des *s Juramareili* von Hans Rudolf Twerenbold in einer Aufnahme des Jahres 1986 als CD beigelegt. Ebenfalls neu ist die Einteilung des Textes.

Der Band wird mit einem Vorwort von Hansjörg Schneider *Der heimliche Poet Paul Haller* eingeleitet und ist in zwei Teile gegliedert: 1) Die Werke in Mundart mit *s Juramareili, Marie und Robert, Gedichte* und 2) Die Werke in hochdeutscher Sprache mit *Die Spinne, Unter der Treppe, Gedichte*. Der Band schließt mit einem Inhaltsverzeichnis, einem Verzeichnis der Gedichtanfänge und -titel, einer kurzen Bibliographie zum Werk sowie den Quellen- und Bildnachweisen.

Erstmals wird die Gesamtheit aller Mundartgedichte in dieser Neuausgabe abgedruckt. Hingegen ist bei den hochdeutschen Gedichten eine Auswahl getroffen worden, in der Absicht, durch wenige, jedoch besondere Texte, Paul Haller auch als deutschen Dichter entdeckbar zu machen. Zudem sind einige bisher unveröffentlichte frühe Gedichte aus dem Nachlaß aufgenommen worden. Sowohl die Mundartgedichte als auch die hochdeutschen Gedichte sind – so weit bestimmbar – chronologisch geordnet. Unter den Prosatexten wird aus dem Nachlaß zum ersten Mal *Die Spinne* veröffentlicht. Diese Novelle hat Paul Haller in den ersten Studienjahren von 1902 bis 1904 in Basel geschrieben. Der Text ist – was früh den begabten Theaterautor verrät – dramaturgisch geschickt gebaut, spannend bis zum Schluß und zeigt alle Motive des späteren Dichters Paul Haller. Er hat aber auch Schwächen, die nicht nur literarischer Art sind. Einige Formulierungen, die das Frauenbild betreffen, sind – obschon im Kontext der Zeit anfangs des 20. Jahrhunderts zu lesen – heute anstößig, wie das eingearbeitete Pygmalion-Motiv zwar ein altes, nichts desto weniger ein diffamierendes Motiv ist. Dennoch haben wir uns entschlossen, den Text integral abzudrucken. Die Novelle gibt wichtige Hinweise auf die literarische Entwicklung Paul Hallers, ist aber auch mit Blick auf die Biographie aufschlußreich. Gegenüber den *Gesammelten Werken* verzichtet die Ausgabe auf die Auszüge aus Paul Hallers Dissertation über *Pestalozzi's Dichtung* sowie auf die zahlreichen Briefe.

Zu Lebzeiten des Dichters Paul Haller (* 13. Juli 1882 in Rein bei Brugg; † 10. März 1920 in Zürich) sind zwischen 1901 und 1918 dreizehn Gedichte in den Brugger Neujahrsblättern (S. 111 bzw. 211 vermerkt) erschienen, in denen Paul Haller 1916 auch die Erzählung *Unter der Treppe* veröffentlicht hat. 1912 ist bei Sauerländer Aarau sein Epos *s Juramareili* sowie 1916 bei Francke Bern das Theaterstück *Marie und Robert* verlegt worden. 1922 hat Erwin Haller bei Sauerländer die Gedichte herausgegeben; er ist es auch gewesen, der sich um das Werk seines Bruders zeit seines Lebens verdient gemacht hat und von dem 1931 unter dem Titel *Paul Haller – Ein Lebensbild* eine erste Biographie erschienen ist. 1956 erfolgte eine erste Ausgabe der *Gesammelten Werke* von Paul Haller, die 1964 wieder aufgelegt worden ist. 1980 sind seine Werke als Taschenbuch in dritter Auflage und schließlich 1995 in vierter Auflage – alle bei Sauerländer Aarau – erschienen. Sie sind heute vergriffen.

Die Herausgeber erwägen die Möglichkeit, weitere Bände zum Werk Paul Hallers nachfolgen zu lassen. Gedacht wird an einen Materialienband, der ältere und jüngere Arbeiten zum Werk Paul Hallers enthält, an eine vollständige Herausgabe der Briefe oder die bis heute noch ungesichteten Predigten, die im Nachlaß, fein säuberlich geordnet und in großer Zahl, vorhanden sind.

Vorerst hoffen wir aber, daß dieser Band auf kluge Köpfe stößt, in gute Hände gelangt und die Herzen der Leserinnen und Leser berührt.

Laufenburg und Aarau, im September 2007

Christian Haller und Fridolin Stähli

VORWORT

DER HEIMLICHE POET PAUL HALLER
(1882–1920)

Meine Mutter, eine gebürtige Riniker aus Schinznach-Dorf, die in Aarau aufgewachsen ist, hatte dauernd Verslein im Munde. Gereimte und ungereimte, schweizerdeutsche und hochdeutsche, meist lustig und fröhlich, so daß wir Kinder uns freuten. Zum Beispiel folgenden Vierzeiler:

Z overscht uf dr Wasserflueh
Stoht es Chrüppeltandli.
Z underscht uf der Bänkerstroß
Lauft es Aschper Mandli!

Was die Wasserfluh war, habe ich gewußt. Denn auch darüber hat die Mutter einen Reim gekannt: D'Gisliflue ond d' Wasserflue schtrecke enander d'Nase zue.

Bänkerstroß und Aschper Mandli habe ich nicht gekannt. Sie hat es mir erklärt. Das Benkerjoch ist ein Jurapaß gleich unterhalb der Wasserfluh. Asp ist das erste Dorf jenseits der Staffelegg.

Erst viel später habe ich erfahren, daß der Vierzeiler von Paul Haller ist. Das ist typisch für diesen Autor. Er ist zwar da, seine Verse liegen in der Landschaft. Aber niemand kennt seinen Namen.

Mein Vater, der rechts der Aare in Würenlingen aufgewachsen ist, hat in Brugg die Bezirksschule besucht. Im Sommer mit dem Fahrrad, im Winter, wenn Schnee lag, zu Fuß. Dann ist er jeden Tag zwei Mal unterhalb der Kirche von Rein vorbeigewandert, wo Paul Haller aufgewachsen ist. Davon hat er erzählt, von den schneenassen Füßen, von der weithin sichtbaren Kirche über der Aare. Von Paul Haller hat er nichts gesagt.

Dieser Autor ist ein Großer in der Schweizer Literatur. Sein Theaterstück *Marie und Robert* gehört zu den hervorragendsten Schweizer Dramen. Sein Gedicht *Z Nacht* zähle ich zu meinen Lieblingsgedichten. Sein Vers-epos *s Juramareili* ist einer der besten Texte aus der Schweiz überhaupt.

Diese Behauptung, die bestimmt von allen meinen Aargauer Kolleginnen und Kollegen mit Freude unterschrieben wird, ist im Grunde beschämend. Warum muß man immer wieder behaupten, was selbstverständlich ist? Die Antwort lautet: Weil Haller seine besten Texte in Mundart geschrieben hat.

Ich behaupte, daß es keine einzige Sprachgruppe gibt auf der Welt, die nicht fähig ist zur literarischen Produktion. Nicht im brasilianischen Urwald, nicht bei den Beduinen des Sinai, nicht im unteren Aaretal. Es kommt bloß darauf an, daß jemand da ist, der es kann. Jemand, der die Träume in der gemeinsamen Sprache öffentlich macht. Jemand, der von der Freude, von der Trauer berichtet, indem er von sich selber erzählt. Literatur ist sprachliche Mitteilung. Ist gemeinsames Lesen und Sprechen. Gemeinsames Erleben, gemeinsames Erkennen. Und wenn eine Mutter mit Dichterversen die Ohren ihres Kindes erreicht, wird aus den Versen Weltliteratur. Sie verzaubern dem Kind die Welt.

Paul Haller hat das gekonnt. Er hat es zuerst auf Hochdeutsch versucht, indem er unter anderem mit 21 Jahren einen schönen Hymnus an die Aare schrieb. Aber herausragend sind diese schriftdeutschen Gedichte nicht. Erst in Mundart ist es gegangen. Warum das so war, ist wohl kaum erklärbar. Offenbar hat ihm der Dialekt den Mund geöffnet.

1911, als Haller 29 Jahre alt war, erschien *s Juramareili*, ein Versepos in Blankversen. Sie müssen ihm wohl widerstandslos herausgerutscht sein, so locker und leichtfüßig kommen sie daher. 1916 erschien das Schauspiel *Marie und Robert*. Das war neu, ganz und gar ohne Vorbild, als wäre die Gestalt der Marie der ungeahnten Tiefe der Aare entstieg. Dazwischen schrieb Haller eine Handvoll Dialektgedichte. Dann brach die Mundartproduktion ab. Einfach so, ohne Erklärung.

Paul Haller gibt noch heute Rätsel auf. Sein Leben bis in den Freitod mit 38 Jahren kann man anhand der Briefe einigermaßen nachvollziehen. Seine schriftstellerische Entwicklung verstehe ich nicht. Woher hatte er plötzlich diese neue Sprache? Es gab zwar damals eine breitgefächerte Dialektliteratur in der deutschen Schweiz. Jede ländliche Region hatte ihren Bauerndichter. Ich kenne sie alle. Ihre Gedichte standen noch um 1950 in den Schulbüchern.

Haller war anders. Er hat aus der Art, in der er schrieb, nie eine Weltanschauung gemacht. Er hat so geschrieben, wie es am besten ging. Und eine Zeitlang ist es am besten in Mundart gegangen.

Warum hat er aufgehört damit? Er war ein hochintelligenter, gebildeter Mann, er muß um die Qualität seiner Texte gewußt haben. Hat er sich plötzlich gefürchtet vor seiner Sprachgewalt, vor ihrer erotischen Kraft?

Er hat erst Theologie studiert, wohl vor allem deshalb, weil schon Großvater und Vater Pfarrherren gewesen waren. 1906 übernahm er die Pfarrei Kirchberg bei Aarau. Nach harten seelischen Kämpfen gab er 1910 das Amt wieder auf und studierte in Zürich deutsche Sprache und Literatur. Er schrieb eine Doktorarbeit über *Pestalozzis Dichtung*. 1913 bis 1916 war er Lehrer an der evangelischen Lehranstalt Schiers im Prättigau und dann bis zu seinem Freitod am 10. März 1920 am

Lehrerseminar Wettingen.

Er hat gewußt, was er machte. Er hat an den Diskussionen der Zeit teilgenommen, hat sich mit dem christlichen Sozialismus des Pfarrers Ragaz beschäftigt und in der Zeit seiner Tätigkeit als Mittelschullehrer pädagogische Entwürfe verfaßt. Er hat die Armut der bäuerlichen Arbeiterschaft gekannt, er ist Abstinenzler geworden, um ein Zeichen gegen die Trunksucht zu setzen. Er hat versucht, fürs Volk zu schreiben, sein Ziel war die Volkssprache. In seiner Dissertation schreibt er: «Denn in der Volkssprache lebt eine Unmittelbarkeit, eine Gegenstandsfreude und Bilderlust, an der die Schriftsprache sich immer wieder erneuern muß, wenn sie selbst lebendig bleiben will. Pestalozzi läßt seine Menschen halb schriftdeutsch, halb in Mundart reden, denn nur die Worte sind übersetzt, während die Satzbildung mundartlich und der Gedankengang immer im Anschauungskreis des Volkes bleibt.»

Das erinnert direkt an Bertolt Brechts Eintrag im Arbeitsjournal vom 5.3.1950: «habe den schauspieler gaugler da. er ist im körperlichen ausgezeichnet, im sprachlichen aber rein formalistisch. verweise ihn auf sein schwyzerdeutsch, und richtig, sobald er übersetzt, wird der ausdruck vielfältig, real, unformelhaft. unsere bühnensprache lebt, wo sie lebt, von den dialekten; sie selbst ist nur eine dünne kurzschrift ohne ober- und untertöne. das volk selbst spricht diese sprache wie eine fremde. (in der schweiz selbst dürfte gaugler nicht einen schweizer tonfall zeigen, er erinnert dort an das provinzielle der schweiz!)»

Es gibt in der Literatur aus der deutschen Schweiz eine heimliche Mundarttradition durch die Jahrhunderte hindurch, die seltsamerweise kaum zur Kenntnis genommen wird. Fast scheint man sich ihrer zu schämen. Sie führt von den Visionen des Bruders Klaus (nicht von ihm, sondern von fremder Hand notiert) über Zwingli, Bräker, Pestalozzi, Gotthelf bis hin zu Dürrenmatt und Glauser. Nicht wenige dieser Autoren waren Gottesleute, die dem Volk ins Gewissen redeten. Das ist offenbar am besten in Volkssprache gegangen.

Haller hat in seinem Theaterstück, in seiner Lyrik und in seinen Versen diese Tradition auf die Spitze getrieben, indem er direkt in Mundart schrieb. Dergestalt hat er Meisterwerke geschaffen. Sie sind zwar nicht immer einfach zu lesen, besonders für Nichtaargauer. Mundart beschränkt sich selbst, nicht etwa geistig, wie viele meinen, sondern geographisch. Es sei denn, sie werde gesungen, von Mani Matter, Polo Hofer, vom Stillen Has. Da Haller nicht gesungen hat, ist er ein heimlicher Poet geblieben.

Er ist aufgewachsen in jenem goldenen Gebiet, in dem die Lenzburg, die Brunegg, die Wildeggen, die Habsburg stehen. Altes, stolzes Minnesangland, mit Vindonissa zu Füßen, wo die Reuß und die Limmat in die Aare fließen. Mit dem Kloster Wettingen, das Maria, der Stella maris, geweiht ist. Mit der Kirche Königsfelden, die an den ermordeten König Albrecht erinnert. Mit der Kirche auf dem Staufberg, wo die wunderschönen, spätmittelalterlichen Glasscheiben hängen. Eine reiche, selbstbewußte Region, bis 1415, als der Herzog Friedrich mit den leeren Taschen für vogelfrei erklärt wurde, die lieben, getreuen Eidgenossen einfielen und alles, was nicht niet- und nagelfest war, davonschleppten. Seither war der Aargau Untertanenland, bis 1798 die Franzosen kamen.

Die Folgen der jahrhundertelangen Ausplünderung waren fatal. Es gab zwar nach 1800 ein kurzes, intensives Aufleben aargauischen Geistes und Freiheitsdranges. Heinrich Zschokke kam nach Aarau und hat hier, von vielen besucht, geschrieben. Remigius Sauerländer hat sein Werk verlegt. Noch 1995 erschienen Hallers gesammelte Werke bei Sauerländer (heute vergriffen). Der Kantonsschulprofessor Ernst Ludwig Rochholz hat in Aarau seine epochale Sagensammlung aus dem Aargäu zusammengetragen. Pestalozzi liegt in Birr begraben. Aber es hat nie eine aargauische Universität gegeben, kein Stadttheater, kein großes Symphonieorchester. Wo denn auch? Die Kleinstädte der Gegend, von den Gnädigen Herren bewußt klein gehalten, haben sich gegenseitig mißtrauisch belauert.

Wirtschaftlich hat sich das Gebiet seither enorm entwickelt, vor allem dank Namen wie Brown, Boveri, Ringier. Sie waren, wie die revolutionären Geistesgrößen nach 1800 auch, Immigranten.

Die wirtschaftliche Entwicklung hält an, der Aargau prosperiert. Geistig ist das Gebiet, nach dem kurzen Aufschwung, ins Kleinräumige zurückgefallen. Verzicht, erzwungene Entsagung, das sind die Aargauer Themen.

Es hat noch in meiner Jugend im von den Bernern reformierten Teil des Aargaus eine eigentümliche, pietistisch angehauchte Frömmigkeit gegeben, eine Güte, Milde, eine entsagende Liebe. Ich kenne das von meiner Mutter, von meinen Schinznacher Tanten: Bub, sei brav und lieb, begehre nicht auf, der Vater im Himmel sieht alles. Der Vater im Himmel, das waren die Gnädigen Herren in Bern. Aber das habe ich erst später gemerkt.

Paul Haller hat das offenbar bis zu seinem Tod nicht gemerkt. Er hat sich von der Aargauer Güte domestizieren lassen. Er ist brav und lieb geblieben und hat nicht aufbegehrt. Folgerichtig hat er sich von C.G. Jung therapieren lassen und nicht vom Aufklärer Freud.

Wer seine Briefe liest, erschrickt. Haller erkennt zwar genau sein Hauptproblem. Es fehlt ihm die Erotik, es fehlt ihm

eine Frau. Er hat keine Ahnung, wie er sich eine verschaffen könnte. Folgerichtig kehrt er zurück zur Entsagung. Er versucht, seine Träume zu deuten. «Einer», schreibt er, «sagte mit verblüffender Klarheit: Die Sexualität wird mich zur Kunst führen und diese zur Religion.»

Es scheint, daß Haller nie eine Frau umarmt hat. Dieses Schicksal hat er wohl mit Gottfried Keller und Robert Walser geteilt. Trotzdem hat Keller mit *Romeo und Julia auf dem Dorfe* die schönste Liebesgeschichte aus der deutschen Schweiz geschrieben. Zu Walsers Frauengestalten will ich mich nicht äußern, da sie mir unheimlich sind.

Paul Haller aber hat mit *Marie und Robert* die stärkste Liebesgeschichte der Schweizer Dramatik geschrieben. Es ist die Geschichte einer starken, ja wilden Frau, die um die Liebe eines ängstlichen, in der Moral verhafteten Mannes kämpft. Tragischerweise verliert sie den Kampf. Dies ist die Tragödie von Hallers Leben.

Marie und Robert wurde am Ostermontag 1917 vom Aarauer dramatischen Verein uraufgeführt. Es folgten der dramatische Verein Zürich, das Heimatschutztheater Bern und die Basler Quodlibet-Gesellschaft. Es dauerte bis 1939, bis sich mit dem Stadttheater St. Gallen eine Berufsbühne des Stückes annahm. Das Schauspielhaus Zürich setzte es 1958 und 1982 auf den Spielplan. Es ist ein Klassiker der Schweizer Dramatik. Ein heimlicher Klassiker, denn es ist ein Mundartklassiker.

Auch *s Juramareili* ist ein Epos der Entsagung. Mareili, dessen Vater an Trunksucht leidet und in Lenzburg im Gefängnis sitzt, pflegt seine schwindsüchtige Mutter, bis sie stirbt. Im Welschland, wo es ein neues Leben beginnen will, wird ihm die Stelle gekündigt, weil es im Verdacht steht, krank zu sein. Es kehrt ins Heimatdorf zurück und arbeitet in einer Fabrik, bis es an Schwindsucht stirbt.

In diesem Werk wird dem Leben entsagt. Der Tod ist omnipräsent. Trotzdem ist es keine rührselige Schnulze, es ist ein harter, sozialkritischer Text. In der Genauigkeit der Details, in der Art, wie Haller die Klassenunterschiede aufdeckt, ist dieses Versepos allem voraus, was in jener Zeit von Schweizern geschrieben wurde. Vor allem ist die Liebe des Autors zu seinen Figuren einzigartig. Er kennt sie, er zeichnet sie genau. In dieser Liebe zu den armen Leuten ist Haller ein Vorläufer von Friedrich Glauser.

Seit einigen Jahren tourt der Schauspieler Hans Rudolf Twerenbold damit von Kellerbühne zu Kellerbühne. Die Leute hören zu und sind ergriffen. Nicht bloß von Mareilis Schicksal, das zu Herzen geht. Sondern vor allem von der wundervollen Sprache Paul Hallers.

Das Aargauer Gedicht schlechthin ist die Mundartelegie mit dem Titel *Z Nacht*. Darin tauchen, zum lyrischen Kunstwerk gebündelt, Hallers wichtigste Themen auf: Daß es nichts bringt, gegen den Fluß schwimmen zu wollen. Daß der, der Liebe sucht, zTrotz keine Liebe findet. Die Schwermut, die das untere Aaretal einhüllt wie Nebel im November. Die Natur- und Wassererotik, die verführerisch aus der Aare murmelt.

Hansjörg Schneider

WERKE IN MUNDART

S JURAMAREILI 19

MARIE UND ROBERT 69

GEDICHTE 111

S JURAMAREILI

GEDICHT IN AARGAUER MUNDART

I hätt dr gärn i dinen alte Tage
E chlyni Freud gmacht mit dem Jurachind. –
Iez schlychi trurig gägem Chilhof ue
Und legg dr still mis Büechli uf dis Grab.

I

S het einischt ame lange Summersundig
Am Himel no kes Stärndli vüre welle,
Und d Sunne het si wines sperzigs Chind,
Wo nid is Bett wil, gwehrt für under d Wält
Und het di letschte Seck voll Gold und Silber
Mit flingge Händen über d Matte gschüttet.
No jedem Halm het s öppis möge 'bräiche
Und jedem Stüdeli der Aare noh,
Und jedes Strauhaus, jedes Ziegeldach
Het no es Aug voll Himelsliecht verwütscht.
S ganz Schloßdach ischt im hele Für ufgange,
Und a de blinde Pfäischtere vo dr Hütte –
Im ganze Dorf het niemer anderscht gsäit –
Isch s lödig Gold i Fäcken abeghanget.
«Mareili, lueg wi das au goldig ischt!»
Het s Anneli dr große Schwöschter grüeft,
Wo mitem uf der Stroß nüdrächts to het.
Und iez, wo s z springe chunnt und obsi längt
Und mäint, es häig s scho packt, zuckt s Gold i d Höchi
Vom Pfäischer gägem Walmen und uf d Firscht,
Bis nume s Chemi no es Chränzli het.

Am Aarebort händ d Wälle gwüehlt und gwalet,
Es ewigs uf und ab, sind z gumpe cho
Vo wytem und vo nochem. Witt si neh,
So sind si scho vergangen und verruscht.
S Mareili und sis Schwöschterli sind iez
Am Ufer ghocket, händ di blutte Füeß
Is Wasser gha und no de Stäine gstupft.
«Mareili, lueg ä, wi si suber wärde!»
Het s Anni grüeft und wüetig mit de Hände
Die brune Zähje wyß und glänzig gribe.
Iez uf und s Röckli ab! Es springt im Hömli
Uf Gras und Sand und übers Aarechees,
Und d Schwöschter het s no gschwind am Hor verwütscht:
«Zieh emel s Hömli ab, wen d bade wit!
Lue, d Sunne schaffet nümmen über d Zyt.»
Wer s iez hätt chönne gseh, wi s splitternackig
I s Wasser ischt, hätt gwüß au müesse lache.
Z erscht hets nid wyter as a d Wade trout
Und ischt ab jedem Wällesprütz verschrocke,

Wo gluschtig gäg de Chneune 'gumpet ischt,
Bis s under äinischt pätsch! im Wasser lyt.
Iez het s vo Furcht und Schüchi nüt meh gwüßt.
S het d Schwöschter gsprützt und sälber anegha,
Wen sin em hampflewys uf Buch und Rügge
Und über d Hor und d Auge 'gäutschlet het.
Und wen s vor Wasser nümme het chönne luege,
So het s mit Arm und Bäinen um si gschlage
Und gschluckt und gschnüpflet für dr Ote z zieh
Und, we me gmäint het s brieggi, nume glachet.

S Tal uf het s zündt vom letschten Oberot,
Wo d Sunnen ob de Bärge het lo hange,
As d Stärne nid im Feischtere müese cho,
Und usem Wasser ischt en fyne Näbel
Dur d Stude gschliche bis a d Schachehöf.
Im Dörfli het no do und dert e Mueter
De letschte Chinde grüeft; und eusi zweu
Sind vor dr Hütte no uf s Stägli ghocket,
Wo s chüel gsi ischt und wo me d Aare gseht,
Und wo me dichte chönnt, wen s äin verstiehd.

Me gseht, wi s Wasser us der Wyti chunnt
Und wäis doch nid wohär und nid wohi,
Und wäis nid, het me s Häiweh oder nid.
Me stunet lang und möcht au äinischt mit
Den Ufere noh, wo s Matte het und Wald
Und Stedt und Dörfer, under Brugge dur
Und schöne Mäitlene, wo drüber göhnd.
Und wyter abe bis is Nederland;
Dert göhnd di große Schiff dur tiefi Wasser,
Und s Meer lyt bräit, en Spiegel oni Rahme,
So tief as d Sunne höch. Im flache Land
Glüeجت Sand und Stäi und d Müli lauft am Wind. –

«Goht s ächt no lang, bis d Mueter gchochet het?»
Het s Anni welle chähre, aber d Schwöschter
Nimmt s gschwind uf d Schoos, und säit em s Värslu uf:

«S Sünneli schynt
Und s Vögeli grynt
Und s Chälbeli zieht am Rieme,
Im Oberdorf isch niemer,
Im Underdorf isch Vogelsang:
Du alti Frau, wi läbscht so lang?
Ha gmäint, de seigischt gstorbe,
Bischt wider läbig worde.
Si hocket ufem Stüehli
Und blätzet iri Schüehli...

Scho gnue vo dem? So los, wi d Aare ruschet!

Iez singt si allne Chinden i dr Schwyz
Es Liedli für is Bett. Si lauft und lauft
Und mornemorgen isch si glych no do.»
So händ si no es Wyli zellt und gluegt,
Wi s 'blitzt het, wen e Wällen usem Schatte
Im Mon, wo chunnt, eggäge 'gumpet ischt.
Händ glost wi s gwüehrt und gsprützt het näbem Fahr,
Und wi im Schacheland vo wyt und wyters
E Fröschemusig Tänz und Lieder spilt,
Wi d Nachtluft schnufet a de Börtere noh
Und z letscht de spötischt Vögelruet verlöscht.

Iez goht s im Hus wi Blitz und Wätterschlag.
Es Gschrei, en Fluech: «Du Himelsackermänt!»
S fällt öppis schwer, e Töre chrachet zue,
Und s Liecht goht us, wo i dr Stube brönnt.
Es Pfäischer springt und win es Leueghül
Chunnt s us dr Hütte über d Aaren use.
Den isch es totestill und s Hus lyt schwarz.
Iez d Chind vom Stägli über d Stroß ewägg
Is Nochberhus: «O chömed gschwind cho hälfe!
De Vatter het es Mässer i dr Hand
Und d Mueter lyt am Boden i dr Stube.
O eusi Mueter! Hälfed, chömed gschwind!»

II

«Gottlob git s no für settig Lüt es Plätzli,
Wo s Wasser billig ischt!» het s z Aarau ghäiße.
Si händ de Vatter gholt und für si z'bsinne
Uf Länzbig dure to, und i dr Hütte
Isch d Muetter mit de Chinden äinzig 'blibe.
Im Dorf händ d Manne gsäit, de Ma seig gschuld:
«Wer het en ghäiße sufe win es Loch?»
Und het me d Wyber ghört, isch si no schlimmer
Und gschülder gsi as er. «Wo s Händel git,
Händ beedi d Händ im Chrut, do fehlt si nüt.»

S Mareili het im Dorf bim Brunnen obe
E gueti Bäsi gha, wo d Mueter kennt
Und besser gwüßt het weder d Lüt, wi s stoht.
Si het eläi im äigne Hüsli gwont
Und het es äignis Blätzli Räbe gha,
E gechi Matt drzue, e Gäiß im Stal.
Wo äinischt äine gmäint het, wo dehäm
E Trupple Chind gha het und z Hus gsi ischt,
Si häig s glych schön, eläi im äigne z sy,
«Jo, het si gsäit, s cha drum no all Wäg goh,
Wen s Alter chunnt. Wer wäis, men isch no froh?
Und bruchi, was i gspaat ha, sälber nüm,

S git gnue, won erbe wänd und uf em Grab
No säite: S ischt e Schand! Si het gwüß alls
No sälber gfrässen, as es eus nüt 'bräicht.»
So het si gredt; wen s aber niemer ghört
Und niemer gseh het, het si mänge Batze
Den arme Lüte 'geh und hinde dure
Isch mängi cho, wo nid hätt vorie 'dörfe.

«De muescht go luegen abe», het si z nacht
Am Sundig 'dänkt, und wo si monderigs
I d Hütte chunnt, so isch si schwer verschrocke,
Wi s usgseh het, wi d Mueter i dr Chamer
Im Egge glägen ischt, a Chopf und Hände
Verschunden und verbunde, i den Auge
So trurig müed, so trüeb as d Pfäischterschybe,
Wo d Sunne nid händ welle dureloh.
E nassi schwarzi Chamer, won äim s Eländ
No schwerzer gschinne het, es Loch für d Müs,
Nid für en chrankne Möntsch, nid für e Mueter,
Wo eb si lyt scho wieder gsund sött sy.
Wo d Bäsi chunnt, isch s win es Freudefür
Dr Mueter i di müeden Auge cho:
«Gott Lob und Dank, as du do abe chunnscht!»
Den het si iri Lydesgeschicht verzelt:
«De hesch mr mängischt gsäit, es chöm nid guet.
Jez gsehscht, öb d Rächt gha hescht. Gäl, s isch e Kunscht,
Für vieri z chochen oni Züg und Gält?
De mäinscht, er häig doch au sin Zahhtag gha.
Jo, freu di druf! am Samschtig ischt er z nacht
Nie vor den äise cho und statt em Gält
Het s Brügel 'geh, han i em nid flattiert.
Und erscht am Sundig, o min Gott und Vatter!
Z mittag am zwölfi scho de Huet an Chopf,
Adie! und furt, wo d Manne z Chile göhnd.
Was mir für vierzäh Tag hätt müesse länge,
Ischt im bis z obe ring de Hals abgloffte.
Do geschter ischt er früejhner cho as süscht,
Nid für dehäime z blybe, näi, für z luege,
Öb i no Gält häig. «Gim-mr s!» het er gsäit,
«I han en guete Tag, i bring dr s dopplet.»
«Du bruchscht no z spile, du verdammte Lump,
Wen i für Brot und Milch no schuldig bi!»
Jez, Bäsi, han em alli Ärdeschand
Und alles, won i süscht verworget ha,
Tätsch use gsäit, und s isch mr hütt no so.
Es müeßt e Mueter nümme Mueter sy,
Es hätt e Frau ke Liebi meh zum Ma
Und gwüß kes Fünkli Ehr meh i dr Seel,
Wen si zu so me Läbe nume schwigti.
Wohr isch, i hätt em s schöner chönne säge,
Villicht wer s anderscht cho. – Er uf mi dar:

Iez vüre mit dem Gält! De Schlüssel gim-mrl
I ha no 'bättet: «Vatter, dänk, was d machscht!»
Und gschwore druf: «De Schlüssel gib dr nid!»
Do zuckt er... lueg, das cha dr nid verzelle.
S sind beedi gschuld und beedi sim-mr gstroft.»

Wo d Mueter das verzellt het, isch dr Bäsi
E frommi Täubi cho: «Das sim-mr Manne!
Hürote, säb verstöhnd si, aber d Frau
Und d Chind erhalte? Glaub doch! S Gägetäl,
Die sötte sälber no de Manne geh.
Gott mues me danke, we me ledig ischt.»

«Jo, we me s ehnder wüßt! het d Mueter gsäit.
Zwor i ha s gwüßt und 'dänkt, wen äin e Frau
Und Chind und Liebi gäge beedne häig,
So seig er bald kuriert. De wäischt jo, Bäsi,
Wi s d Mäitli händ: wen s numen äinen ischt.
Und gwüß, z erscht ischt er nid en wüeschte gsi.
Er het mi lieb gha, wo mr z Chile sind,
Und d Chind wi mi, si sind em iez no lieb.
Lueg, wen i danke, wo mr us der Chile
De Räi ab sind, s händ alli Chriesbäum 'blüeijt,
Und s Tal isch schöner gsi as s Paradis,
Und wo mr mit enand uf Züri use
Und z obe wider häi sind gäg dr Hütte,
Do isch mr gsi, di nobelscht Königin
Seig z dure gäge mir; und er het gsäit:
«De muescht en rächte Ma ha a dim Fritz.»
Und won i s Chindli gha ha a dr Bruscht,
Lueg, Bäsi, wen i wider ume chönnt
Und ledig sy, glych säit i zähmol näi.
Das isch min Himmel gsi. Sid säber Zyt
Het s 'böset bin is unde. Äinischt z nacht,
Wo s Chindli gschlofe het, so ghöri dusse
De Stärnewirt, wo zellt het mit em Fritz.
«De bisch solider worde», het er gmacht,
«Me gseht, as d Frau regiirt.» «Jo, wäge säbem»,
Het myne gsäit, «uf d Frau chunnt s do nid a.»
Do lachet dise: «Säg ere s, wen d darfscht!»
«Guet», rüeft de Fritz, «de muesch es sälber ghöre»,
Und chunnt scho gäg dr Tör. Den chehrt er um
Und säit zum Wirt: «Du donners Fuchs, hescht gmäint,
De häigischt mi? Bigott muescht d Freud nid ha.»
Iez hani müesse hinderem Vorhang vüre
As Pfäischer stoh für z ghöre, was si säge.
«Seh, Nochber, macht de Wirt, «verstohscht ke Gspaß?
I chume wägem Mähje, s Gras wer ryf.»
Was mäinscht, het myne gsäit? Versproche het er
Und ischt go mähje morn! Sid säber Nacht
Isch fertig gsi. Er het im Stärnewirt

Im Summer gmäjht, im Winter s Holz vermacht,
Und was er trunke het, ischt gratis 'gange.
Wäischt wie? Abzoge het er em s am Loh!
Z erscht d Schulden ab em Loh, den bald de Loh
Abzogen ab dr Schuld. Er het em s Bluet
Zum Lyb usgsuget, s micch s ken Marder besser.
Und niemer het en gwarnet; s Gägetail,
D Lüt händ em au no s Glas a d Schnöre ghänkt.
Fluech allne Lüte, won em z sufe gänd!
Fluech allne, won em s Glas nid us dr Hand
I hunderttusig Schärbe z Bode schlöhnd!
Und Fluech im Wirt, so lang i s Läbe ha!»
«He lueg», het d Bäsi gsäit, «iez isch es gscheh.
Mr wänd nid lang studiere, hälfe möchti.
Was cha dr geh und rote, säg mr s numel»

«Du bischt e gueti. O, wi tuet s mr wohl,
As du cho luege bischt und as de Lüte
Nid alles 'glaubt hescht, was si vo mr säge.
Lueg, s töt äin mängischt fascht eson eläi,
Und niemer z ha, won äin echli verstoht,
Und niemer, wo men em es Wort chönnt chlage.
Du, Bäsi, bisch mr win en Ängel cho:
Es isch mr iez, i seig scho halber gesund,
As numen öpper gfrogt het, wi s mr gang.»

Erscht iez het d Bäsi gseh, as i der Chamer
Fascht alles gfehlt het, won es Chranks sött ha.
«Do isch es trurigs Ligge», het si gsäit.
«Mr wänd doch euser liebe Hergetssunne
Nid Wäg und Stäg verspehre.» Wo si s Pfäischter
Uf d Aaren usen ufmacht, chunnt es Imbi
De Sunnestrahe noh i d Chamer gsurret.
«Gsehscht ebe, s Liecht bringt s Läbe wider mit»,
Het d Bäsi gsäit. «Magscht dert das Bäumli gseh,
Wo näbem Schopf am Gartenegge stoht,
Wi d Öpfeli scho gäle? Isch es eue?
S sind Jockebärli, gäll? Die falle bald:
Bis dar bischt gesund und lisischt sälber zäme.»
Und d Mueter het mit halbem Glaube gsäit:
«Jo, Bäsi, wen den alles anderscht wer.»

III

Di nechschte Wuchen isch es i dr Hütte
So trüeb und feischer gsi, wi wen im Winter
Vo allne Bärge d Wulken abehange;
Und doch het dusse d Sunne warm und häiter
I d Gärte gschinnen und uf s Öpfelbäumli,
Wo d Jockebärli bald händ welle falle.

Dr Mueter het s no 'böset, zu de Wunde,
Het s gschinne, wel e rähti Chranket cho.
S Mareili het iez alles müesse mache:
Im Anni z ässe geh, dr Mueter luege,
Und wen si nid händ welle Hunger ha,
Het s müesse Spüehli machen i dr Stube.
Wol guet isch gsi, as niemer wäg dr Ornig
Cho luegen ischt, süscht wer s em übel 'gange.
Wo d Bäsi s Anni uf dr Schoos gha het
Und gsäit het: «Bring en Strehll» het s kene gfunde.
Drum isch es, wo si äinischt i dr Chuchi
Het welle hälfe, lieber gschwind go bschlüße;
Und d Böden i dr Hütte händ nid 'glänzt
Wi bi de Herelüt, und obem Ässe
Het s mängischt fascht dr Chöchi sälber 'gruset.
Und glych het d Bäsi gsäit: «Mit sächzäh Johre
Macht es eläi, was mängs mit zwänzge nid.»
So sind em d Tagen immer länger worde
Und chürzer d Nächt. S het mängischt bis am zwölfi
Nid wellen überue, und äinischt isch es
Vertschlofe. S Liecht ischt us-, de Mon ufgange
Und het i d Stube gluegt. Do het s de Chopf
Uf beeden Armen i de Spuehle gha.
De Mon het us sim bläiche Silberliecht
En fyne Schleier gwobe, het en lyslig
Uf Tisch und Pfäischtersins und über s Chind
I d Stube gläit, und es het wyter gschlofe.

De Sundig ischt em fascht wi Wächtig gsi;
Nid wägem Spuehle, wäge diser Arbet,
Wo s gspart gha het. Und wen z mittag scho d Lüt
Vom Fahr här cho sind und am Hus vrby
Mit neue Hüet und Röcke, isch s Mareili
No wine Strubelhäx im Schöppli gstande.
Den händ si gluegt, die Mäitli us dr Stadt,
Hochmüetig d Chöpf verdräht und spöttisch gsäit:
«Herrjeh, isch das e Hootsch!»

A some Sundig

Ischt einischt s Hus au gar so äng und d Stube
So feischter gsi. «Jez, wen i use chönnt!
All Lüt händ s besser wede i», het s gsäit;
Und d Mueter, wo si s ghört, so het si s geschickt.
Do isch es mit de Gspahnen usem Dorf,
Und wo si a dr Stroß in äiner Räuhe
Am Börtli ghocket sind und gsunge händ:
«Im schönsten Wiesengrunde», isch em gsi,
S seig alls wi ame. Aber zmitzt im Lied
Het s gmäint, es ghöri d Mueter. «Näi», het s 'dänkt,
«Wen s öppis geb dehäm und i wer furt!»
S ischt uf und drus, s het nümme glost und gluegt,

Was hinde 'gangen ischt, und i dr Angscht
Isch s über d Ächer ie und d Räben ab,
Und erscht wo s d Hütte gseh het a dr Aare,
So het s verschnufet.

A dem glychen Obe

Het d Mueter zuenem gsäit: «Iez isch es fertig,
S goht nümme oni Hülf, mr müend a d Gmäin.»
«Jä, fehlt dr öppis, Mueter? Machi näume
Nid alles, was i sött?» «Näi, dynetwäge,
Nid wäge myne. Lueg, du hescht ke Stund
Zum Rühje meh, du schaffischt di no z tod.»
Iez isch s Mareili zu dr Mueter gstande:
«Lue, schaffe wili gärn, das bi mi gwonet.
Und wen is gueti Lüt wänd öppis geh,
So wäm-mr froh sy. Aber nid a d Gmäin!
Wäischt, was si säite zuen is: :Ihr sind Pack!
Wer eue Vatter rächt und hätt er gschaffet,
Ir müeßted nid von andere Lüte ha
Und ab dr Gmäin cho frässe.» Zähmol lieber
Elägge luege, lieber Hunger ha
Und schaffe win es Roß!» «Di arme Lüt
Müend immer unde dure, leider Gottes,
Mareili, s wird dr au nid anderscht go.
Gang oder blyb, i cha nid sälber springe.»

S Mareili isch nid 'gangen, aber d Mueter
Ischt gägem Winter immer chrenkner worde,
Und wer s verstande het, het nümme gfrogt,
Wo s Übel liggi. Scho sid mänger Wuche
Sind d Wunde ghäilet gsi. Drfür ischt z nacht
De Wueschte cho, und i dr Bruscht het s piffte,
Wi wen e Sagi lauft im döre Holz,
Wi wen en scharpfe Wind im schmale Chlaffe
Ken Uswäg findt, wi wen s im Gloggestuehl,
Eb s afeht lüte, gyret underem Säil.
Vom Dokter het si nüt meh welle: «Dänk,
Was das für Chöschte git! Wo müem-mr s neh?
De Dokter isch nid für di arme Lüt.»
Das het im Mäitli tief is Gwüsse glängt.
«He wer ischt gschuld?» hets bynem sälber gsäit,
«Dänk niemer weder du, as d nid zum Amme
Go heusche wit. E groösi Sünd ischt das,
As eusi Mueter nid emol en Dokter
Und keni Mittel het. Jez mues s halt sy. –
Den sim-mr uf dr Gmäin», het s wyter 'dänkt,
«Und s erscht mol rüeft im zweute. Sim-mr gsi,
S göm-mr wider... näi, das chani nid.
I tue s nid, gang s wi s wel. I dörft de Lüte
Jo nümme d Zyt abneh.»

Wo s äinischt wider

Gstudiert het dra und fascht verzwyflet ischt,
So isch em z Sinn cho, wen s zum Dokter gieng,
Und sälber luegti: «Sonen Dokter ischt
En ryche Her, wo gwüß echli cha warte.
I säg em s halt, mr häigen iez kes Gält
Und immer weniger, solange as d Mueter
Im Bett mües sy und keni Mittel häig.»
Wo s mitem Schwöschterli go Aarau ischt,
Het d Morgesunne mitem Aarenäbel
No Händel gha und het em s Chläid verzehrt,
As d Fätze gfloge sind. Und wi im Früehlig
Het abem Nußbaum bi dr steinige Brugg
En Bufink uf dr Silberflöte piffte.
Fascht hätt s, wo s obem Stäibruch duren ischt,
Uf d Aaren use gjuchset. – Vor Mittag
Sind d Chind durhäi und sind am glychen Örtli
As Börtli ghocket näb dr Brugg und s chly
Het 'briegget, wil s Mareili 'briegget het,
Und im isch gsi, s wett lieber nümme häi
Und stärben underwägs. – Wo s mitem Anni
Zum Dokter cho ischt und em 'bychtet het,
So het er gsäit, es mües nid Chumber ha,
Für das seig d Gmäin no do. «Jä näi, Herr Dokter,
Mir wänd drum sälber zahle», säit s Mareili.
«Jä lueg, si müend, do häm-mr s schwarz uf wyß.»
«Mir wänd drum nid!» het s gsäit. «So?» macht de Dokter,
«Ihr wänd drum nid! Do sind r gwüß di erschte.
Den löhnd s halt sy und wärded sälber gsund.»
Do het s em gschwind versproche, s gang zum Amme,
Und er het gsäit, er wel den abecho.

S Mareili isch no jung gsi; mit em Briegge
Het s Wehtue 'guetet und zum Troscht het s 'dänt:
«De Dokter chunnt doch emel, het er gsäit,
Und hilft is, wen er cha. Wo wett er nid?
Es wer doch trurig, wen en glehrte Ma,
Wo sibe Johr gstudiert het, nid emol
Es Mittel wüßt für sonen armi Frau.
Im Amme sägi s halt, as s mit em Spuehle
Nüt useluegt, wenn äis dehäimen ischt,
Und as mr gwüß nüt wette vo dr Gmäin,
Wen d Mueter schaffe chönnt.»

IV

Wen öpper stärke mues, so hilft ken Dokter.
Es trurigs Luegen isch es gsi für d Chind,
Wi d Mueter glitte het, wen all halb Stund
De Wueschtevogel sini chalte Chralle
Is Ygwäid gschlage het; es schurigs Lose,

Wi s gcharchlet het im Lyb und wi dr Ote
Müejhsällig winen alti Frau am Bärge
De Hals uf gchrochen ischt. Glych het si sälber,
Je chrenkner as si gsi ischt, Hoffnig gha,
Und gmäint, si chön iez bald i Gstuben use.
Do äinischt het si gsäit, s seig glych nid rächt,
As nid emol de Vatter wüß, wi s gang;
S Mareili chönnt em schrybe, wi si s häige.
S Mareili het ere di häiße Chüssi
I d Ornig gmacht und d Decki vürezoge.
«Näi, Mueter», säits, «im Vatter schrybi nid.»
«He aber Chind, er isch doch glych de Vatter.
Lueg, wen er z Länzbig ischt, i troue glych,
Es seig en iez scho groue, mäinscht nid au?
Er gspasset gärn und ischt echli en liechte,
Süscht wer er nid so läid, de wäisch es jo.»
«Das wäis i au no, Mueter», säit do s Chind,
«As du no geschter anderscht gredt hescht vonem.
Er seig an allem geschuld, hescht geschter gsäit,
Und hänke sött men äin, wo Frau und Chind
Verräble lös win er.» «So? hani gsäit?
Lueg, s isch mr hinechtie und geschter scho,
Das Flueche nützi nüt. Wen s öppis gult,
I säiti hüt no: löhnd en lieber use!
Es isch mr drum, i chymi wider rächt;
Und wen er chunnt, so mues es goh wi ame –
O, s ischt e schöni Zyt gsi säbetsmol –
Wo du no chly gsi bischt. Mr wänd den wider,
Ihr zweu und i und er, wen s Früehlig ischt,
Uf d Wasserflueh, me gseht gar schön i d Bärge,
Und s Läbe wird äim lieb, wen d Aare glänzt,
Und d Sunne wyt im Jura abegoht.
S mues wider Fride sy, mr wänd verdiene
Und Freud ha mitenand. Iez, we-mr schrybe,
So dänkt er dra und s macht em wider Muet.»
Do het s Mareili gsäit: «Mr wänd no warte.»
«He guet, so warte mr», het d Mueter gsäit.

Nid lang druf aben isch vom Vatter sälber
Es Briefli cho, wo s ghäiße het, es gfall em.
Si häige s rächt und wen er usechöm,
So wel er denen erscht no danke säge,
Wo geschuld gsi seige dra. Si müese s wüsse
Und merken, as er öppis glehrt häig däne,
Er seig garant drfür. Das het s Mareili
In allem Ärnscht ufgnoh und i dr Freud
Het s d Tinte vüregsuecht und welle schrybe.
Drfür het d Mueter nume Briegget drab,
Und obem Briegge het si d Täubi packt:
«So», het si gsäit, «wen de nüt Gschyters wäis!
Mareili, näi, iez schrybe mr em nid.»

Do z nacht het d Mueter grüslü müesse wueschte,
Und erscht vom äis ewägg ischt Ruejh und Schlof
I d Chamer cho. S Mareili isch no uf
Und um si gsi und mängischt het s es 'dunkt,
Es plog si öppis böses obem Schlofe
Und wen si öppis redi, seig s vom Vatter.
Veruß isch feischer gsi, de Wind het schurig
Sis Lied um d Egge gstöhnt, und i dr Chamer
Händ es und s Anni glost, wi d Mueter schnufet.
E Stund lang isch es mit em Chind im Schoos,
Won au vertschlofen ischt, drnäbe gsässe,
Und wen s as Förcchte 'dänkt hätt, hätt s em gförcht.
Am zweu het s gmäint, iez seig si wider wach;
Si het dr Arm ufgha und het em d Hand
Uf d Stirne gläit, wi wen si s sträichle wett.
Den sind em sälber d Augedeckel gsunke,
Und wo s verwachet, ghört s kes Schnufe meh
As das vom Anneli. «Iez schloft si lys»,
Het s 'dänkt und lost no äinischt und verschrickt.
Wi wen em under äinischt s äignig Härz
Abghänkt und ufghört hätt, so isch s em worde.
S het «Mueter» grüeft und gmäint, si mües verwache,
Es het si geschüttlet, a de Hände zehrt,
Und wider grüeft und s Anni het em ghulfe.
Ganz still isch d Mueter i dr Decki gläge
Und het de Chinde nümnen Antwort 'geh.

S Mareili het dr totne Mueter gluegt,
Wi wen si läbig wer; es ischt em gsi,
Si ghöri s no und gsäch s und häig no Freud,
Wen s um si seig, wi wo si chrank gsi ischt.
Den händ si d Manne gholt und usem Hus
Durs Dorf ab trät und gäg dr Chilen use.
Wi graui Umhäng sind die schwere Wulke
De Bärge noh und i de Bäume ghanget,
Und müed het d Glogge s Toteliedli gsunge,
Wi wen si chuun de Chale gschwinge möcht.
S sind nume Wyber mit dr Mueter z Lycht
Und z hinderscht d Chind, s Mareili, s Anneli
Und d Bäsi mitene. Im Chilhof obe
Het d Mueter scho es Bett im Bode gha.
De Sigerscht het s verstande, wine Frau,
Wo irer Läbtig gschafft und gräblet het,
Am beschte lyt zum langen Ärdeschlof
Und het si langsam wäich i d Chüssi gläit.
Hert näbem Mürli isch si z ligge cho,
Wo s gäg dr Aaren ussenabe goht
Und wo me grad no d Chiletör mag gseh.
Und tief im Bode het er si vergrabe,
Won au kes Tönli meh von euser Wält

Het mögen abegcho. Dert het si gruehjet
Und glost, öb öppe nid vo diser Syte
E schöneri Musig chöm. De Sigerscht sälber
Het s Wasser i den Auge gha, wo d Chind
So 'briegget händ und s elter us dr Chile
No äinischt z rugg her welle gägem Grab.
Was d Lüt und was de Pfarer tröschtet händ,
Het s nid verstande. Usem Chilestuehl
Isch s mit dr Bäsi wider gäg dr Hütte.

V

Scho usgänds Wintermonet isch es gsi,
Wo d Mueter gestorben ischt, und z mitzt im Winter
Händ d Chind e neu Häimet müesse sueche.
De Gmäiroet het verhandlet. I dr Sitzig
Het s ghäiße, s gäb en Gältstag i dr Hütte.
«Den blybe d Chind dr Gmäin, het äine gsäit,
Und was mr zahlt händ, isch no s chlynscht wo chunnt.
S ist glych nid rächt, as mir für de müend schaffe,
De Chäib, wo glachet het am Stärnepfäischter,
Wen i am nuni häi bi mit dr Hutte!
Rächt isch, ischt äinischt öppis Dumms passiert,
So händ s en chönne neh.» Do mäint de jüngscht,
Wo nonig lang im Gmäiroet ghocket ischt:
«Und iez det äne? wird er dert iez besser?
Wer s ächt nid gschyter gsi, mr hätte do
Dehäimen anderscht gluegt und besser ghulfe?
Wen äine chem und säiti: Ihr sind gschuld,
Ihr Gmäiröt, wo nid ehnder glueget händ,
So hätt er rächt.» «Natürlig», säit dr ander,
«All Lüt müend gschuld sy, d Lumppe sälber nid;
So isch es Moden iez.» «Und überhaupt»,
Macht druf de dritt, «wer d Frau rangschierter gsi,
Si hätt em s sälber zäigt. Was mäined'r,
Was myni miech, wen i wett s Mässer zieh,
Und was si säiti?» «Wyter!» rüeft dr Amme,
«Was mues am Gältstag goh? I wer dr Mäinig,
Me luegti überzcho, was d Gmäin bis iez
Het müessen abegeh. D Gmäin chunnt vora.»
Jo, erschti Hypothek!» het äine gsäit,
As alli glachet händ. Und wo si wyter
Verhandlet händ, so chlopfet s duß, und d Bäsi
Ischt wäg de Chinde cho. «Ir Here», säit si,
«Si müeßte s ha, wi wen si äige were.
S Mareili gieng uf d Arbet. s Anneli
Mues bald i Gschuel und Choschtgält weti käis.»
Das isch de Manne cho wi Gold i d Armet,
Wi s Wasser i dr Wüeschi. Aber käine
Hätt z erscht drglyche to, und äin het gmäint:

«He, wen si s elter schickt, so cha si wol.»
Das het do d Bäsi a dr Ehr a'griffe:
«Ihr Here», säit si, «we mr d Chind nid lieber
As eui Mäinig were, säiti iez,
I näm si nid. I bin ech guet drfür,
As alls uf d Kasse chunnt, was s elter bringt.
Und s Büechli bhaltet ihr, nid as es häißt,
I fueri s jünger mit em eltere.»

So sind si äinig worde. Bi dr Bäsi
Händ d Chind e Häimet gha; kes Burehus
Wi s het im Dörfli, aber warm und suber.
Glych wer s Mareili lieber dunde 'blibe,
Wo d Chamer, s Bett und s hinderscht Eggeli,
De Tisch, d Stabälle, s Bänkli vor dr Chouscht
Und jedes Ofetörli vo dr Mueter
Und vo den alte Zyte 'brichtet het,
Wo s jede Chlaffe kennt het i dr Schür
Mit welem Ton de Byswind durepfyft.
S het s dopplet 'duret, z erscht ke Mueter meh
Und denn no usem Hus. Wen s ab dr Arbet
Mit sine Gspahne häi ischt, isch s em gsi,
Es mües dr under Wäg, es seig no alls
Wi vor und eh und d Mueter liggi dunde.
Und winem d Bäsi mit dr wermschte Liebi
Eggägen ischt, es het s nid rächt verstande.
Drfür het aber s chly mit beedne Hände
No allem glängt. Im isch es wöhler gsi
As ime Vögeli im warme Land,
Wo gärn vergißt, wi s gfreore het bin eus.
Dr Bäsi isch es a dr Scheube ghanget
Und het ere vo sälber Mueter gsäit.
Das het s Mareili 'duret. «Näi», het s 'dänkt,
«Wenn s d Mueter ghörti, as es Mueter säit!»
Lang het s a dem gstudiert und äinischt z nacht
Het s gsäit: «Jez säischt dr Bäsi numme so!
Si isch nid eusi Mueter, numme d Bäsi.»
Das het do d Bäsi wider müesse dure,
As es für alli Liebi erscht no s Chind
Ufgwise het, und wen si nid e gueti
Und äini gsi wer, wo het chönne schwige,
So hätt s scho vor dr Wienecht Händel 'geh.

Und doch, wi wer s es anders Läbe gsi
Im Hüslü näbem Brunnen as det unde!
Wi het z mittag di silberig Wintersunne
I d Schybe zündt, as alli Mäjestöck
Die grüne Chöpf verdräiht und Freud gha händ!
Und wen s verusse gschneit und grislet het,
So het dr Ofe mit sim grüne Buch
Di chalten Egge ghäizt. Den händ si z obe

Und z nacht bis spot um d Lampe Strümpf vermacht
 Und Nuß verchlopfet, oder s Anneli
 Het näbem Büsi gschlofen uf dr Chouscht.
 Und suber isch es gsi! Do het s Mareili
 No chönne gseh, was Stubefäge häißt;
 Und wil s det unde mängischt vierzäh Tag
 Sis Bett nid gmacht und d Hor nid gstrehlet het,
 So het em s d Ornig nume halber chönne.
 Do het s den wider Chritz und Yfer 'geh,
 Und wen si s 'balget het, het s 'dänkt und gsäit,
 S seig nume für em d Mueter abe z tue.
 Wo s äinischt ab dr Arbet chunnt, het dinne
 Dr Amme mit dr Bäsi vonem zellt,
 Und es het glost. Dr Ammen isch cho luege,
 Wi s mit de Chinde gang und wi si s häige.
 «Ir wärded gnue Verdruß ha», het er gsäit.
 Wo d Bäsi säit, si chön bis iez nid chlage,
 So het er gmäint, wi äin, wo s Geschäft verstoht:
 «So warted nume, s chunnt no. Wüssed'r,
 De Chalberhans, ir händ en ä no kennt,
 Im Chalbersepp de Bueb. Dr Alt isch drus,
 Und d Gmäin het müesse zue. Me het de Hans
 Schuemacher lo studiere – wer nid mäenge
 Froh, wen er dörft? – Im het s sin Götti zahlt,
 Min Schwöschterma. «I woge s'», het er gsäit,
 «Er ischt en arme Burscht.» Was macht min Hanes?
 Z erscht her er gschafft und gfolget, as em niemer
 De Vatter agseh hätt. Am letschte Tag,
 Wo s ghäiße het: iez bischt en glehrte Burscht,
 Het s müeße ghändlet sy. Er chunnt is Loch
 Und wider drus und ischt im Vatter noh.
 Und churz, es freut mi, wen s mit dene zweune
 Nid au so goht.» «Herr Amme», säit do d Bäsi,
 «Im chlyne wird i Mäischer, händ nid Angscht.
 Und s größer macht is äinischt au ke Schand,
 S mäint s guet und rächt und schaffet emel brav.»

Das alles het s Mareili dusse ghört.
 Wo d Tör ufgoht, het s nid drglyche to,
 S het aber sider bynem sälber alles
 Abbätte, was es gsäit het gäg dr Bäsi.
 «Si het no gloge für mi gägem Amme,
 Si chön nid chlage wäg m», het s iez 'dänkt,
 Und immer meh het s müessen uf si lose
 Und Liebi gägere ha. Drmit het s aber
 Erscht rächt nid gwüßt, wi tue. Wie gärn hätt s zäigt,
 Es häig si lieb und glych, wie het s es gworget,
 Bis d Wort händ welle vüren und wi mängischt
 Hätt s chönne bätte drum, si söl em zäige,
 Si mäini s glych no faltsch! Bis gägem Früehlig
 Het s immer besser gmerkt, as d Mueter nie

Dr Bäsi nohcho wer, scho mit em Schaffe
Und mit dr Red und no mit mängem nid
Und chuum ischt uf dr Mueter irem Grab
De Schnee vergange gsi und d Merzeblüemli,
Wo s gsetzt gha het, händ afeh blühje druff,
So het s scho müesse danke: «Wen i blybe,
Chunnt eusi Mueter z churz», und won es Mäitli,
Wo s kennt het, usem Wältsche häicho ischt
Und nume Wunder 'brichtet het vo dinne,
So isch s em gsi, de Liebgott sälber häig em
En Uswäg zäigt. Wi wen äim mängischt z nacht
Im halbe Schlof es ewigs Frögli quelt,
Und s chlynscht isch groß, und s dümmscht verstoht me nid,
Bis d Sunne chunnt, den gseht me wider Wäg
Und s git kes Rätsel meh; wi i de Bärge
Wen d z mitzt im Gwitter bischt, es blitzt und chlöpft
Und rumplet um di, as si d Felse rode,
De wäischt nid Wäg und Stäg, bis d under äinischt
Im blaue Himmel stohscht und Blitz und Donner
Sind unden a dr, immer wyter unde,
Und obsi goht din Wäg: So het s Mareili,
Wo s nümme gwüßt het hindertsi und vürsi,
En Uswäg gseh und Freud gha für i d Fröndi.
Und d Bäsi het em nüt drwider gha:
«De gsehscht den, wi s bin andere Lüten ischt.»

VI

«Mareili, goht s iez lang, bis d wider chunnscht?
Het s Anneli am Bahnhof gfrogt. Wi lang?
Wi mängischt mues i iez eläigge schlofe?»
S Mareili het em mit em Lumpe gwäiht
Bis is Tunäll, und änevör het s gmäint,
Es seig scho ab dr Wält. S isch drum no nie
Eläi vo häime furt. Z erscht het s no niene
Vil anders gseh as Bäum und Land und Matte
Und Burelüt, wo d Wält vercharschtet händ
Grad wi dehäim. Im nechste Dorf d Fabrik,
Wo d Schuehmaschine zable meh as hundert
Im lange Saal hert a dr Ysebah.
Den s Stedtli, wo me nüt as Cholehüfe
Und Ysebähndler gseht. Und immer glych
Sind d Jurabärge rächter Hand marschirt
Mit bräite Halde, lange Gröt und Flühne,
Wo fräch und schön im blaue Himel stöhd.
Und lingger Hand isch d Aare früsch und läbig,
Vil schmeler as dehäim, durs Tal ab grunne,
Bis s under äinischt winen große Spiegel
Am Bode lyt und grünen im blaue See
Es Inseli, wo s schön wer, z zweune z wone,

Und den en neue Spiegel, größer, schöner,
E Stadt, es Schloß, e schöni alti Chile
Und gechi Gasse zwüsche Bärge und See.

S Mareili het e wäلتsch Herrscheft gha.
Drfür het d Chöchi «Ja» und «Gäw du» gsäit.
Das het s verstande. D Chöchi het em au
Si Arbet zäigt, win alls i some Hus
Mües suber sy, me dörf kes Stäubli gseh.
Die het s no anderscht gringglet weder d Bäsi,
Und s het en Angscht usgstande, wen em d Böde
Nid under sine Schuehne 'blibe sind!
Dr Madam het s scho grad de Rock verdorbe,
Wo s d Blatte het lo tätschen i dr Chuchi.
«Quelle imprudence!» het s tönt, «la bête! la sottel»
Und d Chöchi het em s übersetzt: «Du Totsch!»
«Do wäis ke Möntsch, wi luegen und wi tue»,
Het s mängischt 'dänkt, und wen s nid Furcht gha hätt,
Was d Bäsi säiti, wen s scho wider chem,
Wer wäis, was s agstellt hätt! Mit aller Freud,
Wo s gha het für i d Fröndi, wer s em iez
Am wöhlachte gsi deheim, wo s härcho ischt.

Do isch es ame Sundig mit dr Chöchi
Uf s Dampfschiff und as ander Ufer gfare,
Wo d Ort so glungnig Nämme händ und d Lüt
Nid wüssen öb si wäلتsch sind oder dütsch.
Und ufem Schiff het d Chöchi gsäit: «Mareili,
De mäinscht, es gang dr böse. I wil dr iez
Vo mir echli verzelle. Euse Vatter
Isch gestorbe, wo no käis von euse sibne
I d Underwysig ischt. Si händ en z obe
Tod ab dr Arbet 'brocht, und eusi Mueter
Het nüt as s Hüsligha und sibe Chind.
Wyt ab de Lüte häm-mr gwont am Bärge,
Wo niemer chunnt, ken Dokter und ken Pfarer
Und wo dr niemer nüt i d Chuchi träit.
Zweu Johr druf händ si d Mueter au vergrabe,
Und i bi s eltischt gsi. Jez händ di chlyne
Mir müesse folgen oder Hunger ha.
Dert hani glehrt, was schaffe häißt, Mareili,
Und wen i iez echlin e resi bi,
So wäischt wohär. Dert häm-mr äinischt d Buebe
'Tyrann' a d Töre gschriben, aber glych
Isch käis, wo hütt nid säiti: Du bisch gschuld,
As s öppis 'geh het us mr. Alli sächsi
Händ öppis glehrt und mache mr ke Schand.
Iez händ si sälber Chind. I bi vo häime,
Won alli duß gsi sind, i d Fröndi cho,
Uf Bärn und den is Wäلتsch. Am ersten Ort
Wer s rächt und luschtig gsi, dert hätt s mr gfalle;

Es härzigs Chindli und e jungi Frau.
Do stirbt is die, und i ha wyter müesse.
Z erscht bini do im Wattland näume gsi.
Dert hani aber nüt as d Sproch verdient;
Und iez, Mareili, hani höher welle.
Es Hus mit bräite Stäge linggs und rächts
Ischt z mitzt im allerschönschte Garte gstande.
Dert händ si ame große Gsellscheft gha
Mit Lampium in allne Gartelaube
Und tanzt bis z nacht. Und Gutsche gfare sind si,
Di chlyne scho, wo chuun händ chönne laufe!
De Bueb isch gsi wi früsch vom Zuckerbeck,
So wyß am Hals, und s Mäitli winen Ängel;
De hättischt gmäint, es flüg, wen s gloffen ischt.
I ha mi gmäint, as i ha 'dörfe luege,
Wo s geschlofe het und as em bald druf abe
Ha sälber 'dörfe s Bett und d Stube mache.
Wen s schon es Chind gsi ischt, i han em gärn
Uf s Wörtli gfolget, wen s bifohle het.
Und das het s besser chönnen as di Alte!
Gwüß, Chind, i danken iez no mängischt a di,
Was us dr worden ischt und öb d'no läbscht. –
Do isch dr elter Sohn i d Ferie cho.
Und äinischt z nacht, de Mon het still und häiß
Dur d Läder gluegt, so het mr öpper gehlopfet.
I uf und mäine, s seig im Chind nid wohl.
Do gspüri schon en häißen Arm am Hals,
Und öpper säit mr lys und fräch min Name.
Iez hani gwüßt wora! Dem hani s zäigt,
Was d Bärnermäitli sind! Scho mornderigs
Het d Madam um es anders Mäitli gluegt,
Und i bi brav und suber usem Hus.
Das het mr s to für s obenusewelle.
Iez blybi won i bi. Lueg, wen i danke
As alli chlynen iez es Häimet händ,
So freut s mi halt.» «Ihr, Chöchi», säit s Mareili,
«Ihr söttet au hürote, wänd r nid?»
Iez het si müeße lache: «Lueg det äne,
Wo s Hüslü stoht – mr fahre dra vrby –
Wont äine, won is Gmües und Anke bringt;
De nehm mi hütt no, wen i sälber wett.
Und dank, en Burscht, wo feufezwänzgi ischt,
Und i bi vierzgi gsi! Jez wäisi nid,
Isch s wäg dr Hübschi oder wägem Gält.»
S Mareili het si gstupft: «Ihr, säged jo!
I möcht no luege, wen r Hochsig händ.»
«Näi, lueg, Mareili, s got mr jetz wi allne,
Wo müend go diene: we me gluschtig wer,
So het me nüt, und niemer nimmt äin blutt.
Und het me tusig Fränkli binenand,
So isch me z alt.»

Iez sind si mit em Schiff

Am Hus vrby und richtig stoht er dert
Und het si gseh und gwunke mit em Huet,
Und d Chöchi hetem mit em Lumpe gwäiht.
«Näil!» säit s Mareili, «wen r doch nid wänd!»
«Lueg, s freut äin glych», het d Chöchi zuenem gsäit,
«Wen äine chunnt und säit: ‹I hätt di gärn.»
Und gwunken isch no lang nid zäme'geh.»

VII

D Madam ischt äini vo de scharpfe gsy
Und äini, wo di andere Lüt mit Gewalt
Het welle ha, wi si hätt sölle sy.
Das het s Mareili mängischt müeße gspüre,
Und s het s jo nötig gha. Wen s aber d Chöchi
Nid tröschtet hätt, so hätt s em d Wält verläidet,
Wil s no sim äigne Chopf het welle fahre
Und no sim äigne Tramp. Den het em d Chöchi
Is Gwüsse gredt, und mängischt het si glachet
Und het em mit em Lache Freud und Muet
Zum Schaffe gmacht und z letscht het s sälber gseh,
As äis wo lehre mues, nid cha regiere.

Im Winter het s Mareili i sim Stübli
De Byswind gspürt; er het em mit dr Gäisle
Um d Schybe zwickt und het em d Jänerchelti
Dur alli Spält bis under d Decki gwäiht.
Yschalti Füeß het s gha und Ys im Becki
Und Ys am Pfäischter. S hätt ke Möntsch dra 'dänkt,
Me sött em wermer ha, und es het gschwige,
Bis äinischt d Chöchi ghört, wi s gwueschtet het.
Do het s verzellt, wi d Mueter amigs au
Häg müesse wueschte z stund- und z tagewys.
«Den isch di Mueter a dr Schwindsucht gestorbe»,
Het d Chöchi gmäint. «He, d Chranket het si gha,
Und d Chranket, das isch d Schwindsucht, gäled aber?»
Iez het do d Chöchi ärschthhaft zuenem gsäit:
«Mareili, säg dr Madam nüt drvo!
Si het e Furcht drvor und wen si s wäis,
As d Mueter a dr Schwindsucht gestorben ischt,
Si ischt imstand und schickt di usem Hus.»

Das het s nid rächt begriffe, as me s Chind
Chönnt schicke wäg dr Mueter. Mängi Nacht
Het s dra gstudiert und s eifach nid verstande,
Bis as em s d Madam sälber ufglöst het.
Und das isch dewäg cho. Zu irne Chinde
Het d Madam meh as nume Liebi gha.

Si het ene die neuschte Modechläidli
Und fyri Hüetli vo Paris lo cho.
Kes Bett ischt wäich, kes Lüftli warm gnue gsi,
Ken Dokter z tür, wen äis nid z wäg gsi ischt.
Do äinischt het ere s Mareili z obe,
Wo d Chind im Bett, di Große furt gsi sind,
Vo häime müesse 'brichte, dütsch und wälsch,
Wi s chönne und s d Madam verstande het.
Vom Vatter hets mit Flyß nid alls verzellt,
Was woher gsi wer; er häig nid glueget für si,
Drum häig er müesse furt, und vo dr Mueter
Het s gsäit, si häig e schweri Chranket gha.
Den het s es langs und bräits vom Anneli
Und vo dr Bäsi gmacht, wi das es Chröttli,
Und si e gueti gäg de Chinde seig.
Iez, wo s a d Mueter dänkt, so isch s em gsi,
Es ghör und gsäch si wider dunde ligge.
Di lange Tage, s Chrankebett und d Chamer
Und jedes Wörtli, jeden Augeblick
Isch vor em gstande wi vo geschter här,
Und s Augewasser ischt em obsi gschosse.
Do het em d Madam wüerkli d Bagge gsträichlet
Und gsäit: «Ir guete Chind, so arm und jung
Und scho ke Mueter meh! Was het si gha?»
Zum allererschte mol ischt iez s Mareili
Verschrocke ab der Frog. Wi wen e Mueter
Di böse Buebe frog: Wer isch es gsi?
Und alli zwüsche Furcht und Woret hange,
So het s en langen Augeblick nid gwüßt,
Söl s lügen oder nid. Den isch em gsi,
Es häig si doch wäg desse nüt z schiniere,
Gwüß häig si d Chöchi i dr Frau trumpiert.
Wo s aber gsäit het: «D Schwindsucht het si gha»,
So isch es gsi, wi we me mit dr Gäisle
Dr Madam ghaue hätt. Uf isch si 'gumpet:
«So, het si grüeft, worum hescht das nid ehnder
Wo d cho bischt, chönne säge? Nid e Stund,
Nid zäh Minute werischt bynis 'blibe!
Und iez es ganzes Johr um eusi Chind,
Und hescht kes Wörtli gsäit! Mon dieu, mon dieu,
Mes pauvres enfants!» het si zwänzmol grüeft.
«I wäis nid, was r mäine», säit s Mareili,
«Isch das e Sünd, wen öpper d Schwindsucht het?»
«E Sünd? e Sünd? Näi, as me frönde Lüte
Is Hus chunnt mit dr Chranket, das isch d Sünd!»
Iez het s Mareili gsäit: «I bi doch gsund;
Was händ r den mit mir?» «So, du bischt gsund?
Wer het dr s gsäit? Wäischt nid, was d Dökter säge?
Grad das isch s trurigscht, as es d Chind no erbe,
Wen s d Mueter het. Und du hescht au de Wueschte,
I ha s scho mängischt ghört.» Iez säit s Mareili:

«Jo, aber nid vo dem, iez säg ech s grad:
Das chunnt vom Byswindstübli überobel!
Dert het s mi packt und do bin i nid gschuld.»
«Seig gschuld, wer wel, i cha di nümme ha»,
Het d Madam gsäit. Und wonem d Träne chöme,
So het si fascht no sälber müesse briegge:
«Es goht nid anderscht, Chind; es isch mr läid.»

So het s Mareili müesse zäme packe.
Dasmol het s d Jurabärg lingger Hand
Und d Aaren uf dr rächte Syte gha,
Und s ischt em wohl und warm gsi, wo s vo wytem
Scho d Flueh het möge gseh, wo höch und lieb
Uf d Häimet abeluegt. Dr Aare noh
Und obem Stäibruch dure het s scho meh
A d Bäsi 'dänkt, was die ächt säg drzue.
Je nöcher häi, je schwerer het s es 'druckt,
Wi äis, wo öppis ufem Gwüsse het.
Wo s aber häicho ischt, wo s alls verzellt,
Worom und wie, so het em d Bäsi s Härz
Und s Hus ufgmacht wi säbmol no dr Lycht.
Und s Anneli, wo s gseht, wer s Dorf ufchunnt,
Het scho vo wytem usem Pfäischer grüeft:
«Mareili, gäl mr schlofe wider zäme?»

VIII

Sächshundert Johr sind drüber gloffe gsi,
As d Äiggenossen i de höchschte Bärg
Am grüenschte See uf hertem Schwyzerbode
Für Rächt und Freihät zämegstande sind.
Das sind no Manne gsi mit March im Rugge,
Mit Bluet im Härz und Munichraft im Lyb,
Mit Liebi gäge Chind und Wyb, mit Haß
Und Rach am Find, a sine Tier und Lüte.
Im Hergott händ si sini äigne Waffe
I Bärg und Wald vertlehnt; s het gchätzeret,
Wi wen de Roßbärg iez scho abe chem,
Und Roß und Harnisch sind im See versunke.
Di Junge händ no was dr Ätti 'glaubt,
Und niemer het uf d Syte 'dörfe stoh,
Wen disi 'bättet händ. Im ganze Land
Händ alli Freud gha oder alli 'briegget,
Und käine het sis Gras uf äigne Matte
Und Alpe gmäiht, de Bärg het allne ghört.
Wi d Chlätte sind si aneinander ghanget,
Wi d Dischtle händ si gstoche gägem Find,
Wi d Rose 'blühjt und obem Blühje gchratzet.
Vo frönde Here händ si Laschte trät,
Bis s gnue gsi ischt; do händ si d Chöpf ufgrüehrt:

Iez trüged sälber, wen si trät müend sy!
Es tapfers Wort isch nie vergäbe gsi
Im alte Schwyzerland, s het zündt und 'brönnt,
Und wen en Ma gsi wer, wo mit sim Gält,
Mit Zeis und schlächtem Loh de Nochber 'druckt
Und d Armet gschunde hätt, das tapfer Wort
Hätt tapfere Tate grüeft und Rächt wer worde.
Stolz sind si gsi, voll Laschter und voll Tuget,
Voll Fläcken und so hell wi Gletscherys.
Im Schwyzerwage händ si d Achse gschmiert,
Mit Bluet und Schwäis, drum lauft er no wi ame;
Drum händ au i dr schönschte Summernacht
Vo allne Höchene di rote Für
Is Tal und gäg de bläiche Stärne zündt.
Vom Räinerbärg und ab dr Lägere,
Vo Gisli-, Wasserflueh, vom Wyßbestäi,
Im Bärnischen und über Neuburg,
Durs Wattland y bis gägem Gämferegge
Händ d Jurabärke gflammt, en Fackelzug
Dr Schwyzergränze noh, und übers Land
Vom ewige Schnee, vom wyße Gletscherrugge
Vo tusig Alpespitz het s widerglüchtet,
E wunderbari großi Bundesfyr.
Us schwarzem Talgrund singe d Obeglogge
En Schwyzerpsalm; katholisch, refermiert,
S het alles zäme glütet, alles gstimmt.
Di ander Wält isch tief im Schatte gläge
Und het verstuunt i d Schwyzerbärke gluegt,
Wi s gwätterläinet het; im wyte Oschte
Händ armi Buren ufem herte Bett
De Chopf ufga, und wo si d Chettene
A Hals und Arme wider abezieht,
So händ si doch vo Rächt und Freihäit traunt.

Am Morgen ischt es luschtigs Fescht verwachtet.
Kanunneschütz händ s gweckt; mit blauen Auge
Het s ab de Bärke gluegt und d Möntsche gsänet,
Und d Morgesunne het di goldige Chränz
Om d Hüser gwunde. Lang scho vor mittag
Sind d Schuelerchind an allen Egge gstande.
Wyß, rot und blau Sundigröck und Hüet
Händ durenand bim Brunne näb dr Schuel
Es luschtigs Wäse gha. En fräche Bueb
Ischt über d Stroß de Mäitlene cho rüefe:
«Hütt chöme d Buebe z erscht, grad no dr Musig,
Und d Mäitli müend an Schwanz!» Er het no glachet
Und Gyrigäbi gmacht, do chunnt vom Brunne
En lange Wasserstrahl, es Jubelgschrei:
«Do hesch fürs Murre, Studerannihans!
Iez chauscht jo z vorderscht mit dim nasse Huet!»

Zweu Buebli sind am Schuelhusegge gstande,
Wo d Stäge gägem Turnplatz abegoht.
De Fritz nimmt d Batze vüre: «Lue do, Sämi,
Feuf Batze het mr eusi Mueter 'geh.
Gäl, du hescht nume zwee?» De Sämi längt
In Hosesack, wird totebläich im Gsicht
Und säit: «I ha si nümme, sind verlore.»
So tonlos, troschtlos het er s gsäit, so sur
Isch s Mul verrisse gsi, so dicki Tröpfe
Händ us den Auge 'druckt, as vo de Buebe
Nid äine glachet het. S ischt alles cho,
Wi d Fleugen um es Liecht, für hälfe z sueche.
Im Gras und i de Stäine händ si gluegt
Und ufem Turnplatz bis an Brunne vüre.
S ischt alls vergäbe gsi. Wo s d Schwöschter ghört,
So chunnt si z springe: «Wart iez aber nume,
I säg s im Vatter!» Do het s Läbe 'geh:
«Für was im Vatter? Du bischt iez e Rätsch!»
«E Rätsch, e Rätsch!» händ alli Buebe grüeft.
Das het de Sämi grettet. Rot vor Täubi
Isch d Schwöschter wider furt. Di chlyne Buebe
Sind zämegstanden unden a dr Stäg,
Und jede het en Batze 'geh vo syne.
So het de Sämi s drüfach übercho
Für syni zwee, us Solidarität
Und rächter Chinderäiggenosseschaft.

Di Alte sind cho z trampe. Schaare Lüt
Sind umegstande; Buebe, won uf d Mäitli
Und Mäitli, won uf d Buebe gspienzlet händ.
Den isch de Zug dr Musig noh durs Dorf
Und obsi gägem Feschtplatz underem Bärg.
D Kanunne donneret vom Waldrand abe
(En Chatzechopf, wo süscht mues Fürhorn spile,
Wo zweumol abgloh wird, wen s ußwärts brönnt
Und drümol i dr äigne Gmäin), es chlöpft
Und toset luschtig übers Tal ewägg.
Vo hundert Hüete glänze roti Mäje,
Vo tusig Röcke flügt de Staub i d Luft,
Und usem dunkelblaue Himel abe
Het d Sunnen über Chind und Lüt und Musig
Uf Chranz und Fahne, Stroß und Matte, Liecht
Und Augschtehitz lo trole chübelwys.
Wo dert e Matt am Waldrand nidsi goht,
Nid z wyt vom Dorf und glych so höch am Bärg,
As s Aaretal äim vor den Auge lyt
Mit Wald und Fäld i siner stolze Bräiti,
Und as äim d Freihäit mit dr Juraluft
Um d Stirne stryacht, dert händ si d Büni gha.
Und ob dr Büni gägem Bärg sind d Lüt
Im Gras, im Wald und uf de Bänke ghocket.

Z erscht isch no alles leer gsi ufem Rütli,
E stilli Nacht. Den sind si vürecho:
«Der Bergweg öffnet sich, nur frisch mir nach!
Den Fels erkenn' ich und das Kreuzlein drauf.»
Den isch äim gsi, me ghöri us dr Wyti
Das Mettenglöcklein in der Waldkapelle.
Iez, won all do gsi sind, het äine gsäit:
«Man pflanze auf die Schwerter der Gewalt!»
Wi wen s Landsgmäin wer. S het Händel 'geh
Und wider Fride. Äine het verzellt,
Wi d Lüt bis z overscht a de Gletscherbäche
Di Vögt verflueche. Wo de Pfarrer mäint,
S wer besser, we me schwigti, händ si grüeft:
«Der sei gestoßen aus dem Recht der Schweizer,
Der von Ergebung spricht an Österreich!»
Den händ si zämen abgmacht, wi s mües goh,
Wi d Lisch und d Gwalt i d Burge bricht und s Für
Von allne Bärge s Land i d Waffe rüeft.
Den händ si d Hüet abgnoh und d Händ ufgha
Und häilig gschworen underem Stärnehimmel:
«Wir wollen trauen auf den höchsten Gott,
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!»
S händ alti Mannen a den Auge griben,
Wo s fertig gspilt gsi ischt; die alte Zyte
Sind obsi cho, si händ vom Sunderbund
Und vo dr Gränzbesetzig afeh zelle.

Wo d Nacht do z grächtem abegfallen ischt
Uf s Schwyzerland, und d Musig agloh het,
Sind hundert Mäitlibäi uf d Büni 'gumpet.
Erscht iez het s Läbe 'geh und d Schwyzerfreud
Het d Fahne gschwunge, bis di chlynschte Glüet
Im hele Für gsi sind.

Spot, no den äise
Sind ire zweu dur d Matte gägem Dorf.
Die große Sterne händ mit schüchem Liecht
E schwachi Häiteri uf s Ströbli gläit.
Im Bach noh aben isch es feischer gsi,
Und wer dur d Matten ischt, het meh as äinischt
De Chopf im Laub und i de Neschte gha.
Es Heueli het 'brüelet a dr Halde,
Süscht het me nume s Wasser ghört im Bach.
Die zweu, wo zäme häi sind abem Tanz,
Händ au kes Wörtli gsäit. Gar häilig still
Uf alles 'Brüel und alli Musig abe
Isch d Nacht uf irem schwarze Ruchjbett gläge.
S het äis im andere d Hand 'geh obem Laufe,
Und langsam händ si nöcher zämegha,
Und d Händ sind wermer worden inenand.
Im Dorf bim erschte Brunne händ si gwartet,
Und äis hätt gärn im anderen öppis gsäit,

Und käis het 'dörfe. «Säg mr», feht er a,
 «Wi häißischt äigetli?» Do lachtet es:
 «Mareili häißi, hesch es nonig gwüßt?
 Und du, wo chunnscht du har?» «Vo än am Bärg,
 Wo d Füchs und d Hase tanze mitenand.
 Min Vatter het es Häimetli im Tal
 Und wen i guet tet, sötti äinischt erbe.»
 «Wo schaffischt?» frogt s, und er het gsäit: «He läider
 Iez no dehäm. Es wird mr aber z dumm,
 Im Jura ume z chräble. Wen i chönnt,
 I chem scho morn do duren i d Fabrik.
 Bin eus häißt s nume gcharschtet und für was?
 Für nüt und nomol nüt; de Bur verlumpet.
 Do hescht doch Gält im Sack.» «So chum doch, Hans!»
 Het s zuenem gsäit, und er: «I chem, Mareili,
 Gwüß Gott, i chem, wen s Häimetli nid wer.»
 «Gang jetz und loh mi häi, suscht balget d Bäsi!»
 «Jä bischt du nid dehäm und nid vo do?»
 «Lueg, Hans, i cha dr das iez nid verzelle;
 De ghörsch es vo de Lüte. Dert am Egge,
 Dert woni bi dr Bäsi. Aber ghörscht,
 De darfscht nid cho, i wäis nid, was si säiti.
 Im Winter chunnscht den wider dure z Tanz.»
 «Mareili, gim-mr no es Schmützli, gäl?»
 «I? näi, was säischt au?» S dräiht si wine Chatz
 Und um de Brunne gägem Hüsli abe.
 Er noh und het s am Ermel; lys und schüch
 Het s öppis ufem rächte Bagge gspürt.
 Enandernoh isch d Tör scho bschlosse gsi.
 «I chume den im Winter», het s no ghört;
 Den isch es i sim dunkle Gade gstande,
 Und s ischt em gsi, s mües häiter wärden um s
 Vom hele Für, wo s gha het i dr Stirne
 Und über d Bagge bis in Äcken abe.
 S ischt z häiß gsi für is Bett; s het müesse lose,
 Öb duß no öppis gang, öb niemer meh
 Am Brunnen obe stöjh und abeluegi.
 S het öppis welle dänken, aber d Zyt
 Het vor und hinderem e Lucke gha.
 Wo s under d Decki schlüft und bätte wil,
 Goht s Bett und alles mitem z ringsetum
 Im Takt wi d Musig blost, und näbem Brunne
 Ischt äine gstande, het s am Ermel gha:
 «Mareili, gim-mr au ... » es ischt em drus
 Und het no ghört: «I chume den im Winter.»

IX

All Tag het s Anneli si Arbet gha.
 Wen s us dr Schuel cho ischt, am zächni, elfi,
 So het em d Bäsi s Huttli vüre 'geh

Und gsäit: «Versuum di nid bis i d Fabrik,
S Mareili blanget druf!» Erst im Durhäi
Het s gluegt wi d Chäber laufe, d Raupe chrüche,
Und d Schnägge d Hüsli schläiken uf dr Stroß,
Im Holz no aben isch es ab dr Stroß
Für besser z gseh, wi d Äicher turnet händ,
Und s Dorf uf het s den 'gäutschlet a de Brünne.
Gwüß isch im Anni niene wöhler gsi
As underwägs, wen s häizue trölet ischt.

S Mareili het em aber d Freud verdorbe,
Wo d Chranket cho ischt no dr Bundesfyr.
S ischt äinischt müeder häicho ab dr Arbet
Und fröhj is Bett, und wo s verwachet ischt,
Het s gmäint, es häig e Schmitten i sim Chopf.
Und no e Nacht, so het s im Fieber gredt.
Nün Tag und Nächt isch s hert am Wasser noh,
Wo käis meh usehunnt. No mängi Wuche
Isch s müed dr Sunne noh, und d Sunne het
Mit aller Gwalt und aller Liebesmüehj
Kes Wunder fertig 'brocht. Wi gärn hätt s gschaffet!
Wi gärn, wo s gägem Winter 'gangen ischt,
Hätt s ghulfe s Land abrume, Rebe hole,
Und d Rüebli mit de halbverfrorne Hände
Abhaue vorem Hus bis spot i d Nacht!
Drfür het s gfroren uf dr warme Chouscht
Und 'dänkt, wen s nume gägem Hustag gieng.

«Wo het s di ächt au packt?» het d Bäsi gfrogt.
Und es het gsäit: «Das chunnt vo i dr Stadt;
Dert hani ame gfreore, mäjed Bäsi,
Und müesse wueschte, han ech s nie verzellt?
Iez geschter hani dänkt – i darf s nid säge,
Und ha s doch 'dänkt – i häig s halt vo dr Mueter,
Und d Madam häig doch rächt. Und lueged Bäsi,
I stirbe gwüß, eb s wider Fröhlig ischt.»
Do het em aber d Bäsi nüt lo gälte.
Und wo s do traumet het i säber Nacht,
S gsäch nüt as roti Rose und di rötischt
Häig s übercho von äim, wo s lieb gha het,
So het si gsäit: «Wen s äim no dere traumet,
So stirbt me nonig grad, das chauscht mr glaube.»
Und richtig, no im glyche Wintermonet
Am zweute Sundig isch es mit de Gspahne
S erscht mol is Dorf. Und z obe, zwüsche Liecht,
Isch s Nachbers Emmi cho. Sie händ vom Tanze
Und vo de Buebe gha. Das donners Emmi
Ischt usem Hüsli gsi vor Freud: «Am Sundig
Wird duretanzet! Mini Bää sind z lang;
Zwee Zoll müend ab und ehnder höri nid!
Am Mendig gohni uf de Stümpe häi.»

«Los, Emmi, isch es wohr, am nechschte Sundig?
Im Stärnen uß?» «Wo wett s nit wohr sy?» «Los,
Chunnt s ächt nid i dr Zytig?» «Frog doch au
So dumm! Wer luegt für das i d Zytig? Wäischt,
Das traumet äim!» «Gäl, Emmi, s dunkt di au,
Es gang mr guet? Was mäinscht ächt, chani cho?»
«Bis emol nid so dumm und blyb dehäm!
Grad s Tanze macht dr wider roti Bagge
Und bringt dr s Bluet und alles durenand.
Das macht di gsund.» Iez het s Mareili gsüfzget
Und 'dänkt: «I *mues* jo goh, i *mues* go luege!»

Wo s do eläi gsi ischt, het s uf dr Chouscht
Us Traum und Hoffnig glänzig Fäde gspunne:
«I chume den im Winter», het er gsäit.
Jo, wen er s wäis! Äba, er cha jo froge
Und d Zytig läse. – Wen i sicher wer!
Und wen i no so gsund wer wi im Summer!
Und wen em brichte chönnt! Iez isch halt bös. –
O Hans, wen d wüßtischt win i chrank gsi bi!
Wen d wüßtischt, as i nümme cha go schaffe
Und as i bläich und mager bi und müed!
Wen d s wüßtischt, wen dr s scho verbotte ha,
De chemischt glych cho luege, Hans. S wer schön,
Wen d chemischt, wen d no äinischt z nacht
Am Brunne stiendischt. Näi, am hele Tag,
Wen d säitischt zu dr Bäsi: «Isch es dinne?»
Gogrüebdi! säiti, so, chunnscht du zu mir?
Lueg, s besseret iez gly, s goht nümme lang. –
Chunnscht ächt am Sundig? Lueg, i trou dr nid;
S het gar vil Mäitli änevör am Bärge
Und erscht no rychi, käini, wo nüt händ.
Was händ em d Lüt ächt gsäit? Gwüß het er gfrogt,
Den händ si gsäit: «Was wit doch au bi dem?
Das het jo nüt, as was em d Bäsi git.
D Vatter ischt im Zuchthus. I dr Fröndi,
Wo s ischt go diene, händ si s wider gjagt.»
Gäl, glaubscht nid alles, wo si vo mr säge?
S wer besser gsi, i hätt dr s sälber gsäit,
Den wüßtischt doch, wora. Am nechschte Sundig
Muescht alles wüsse, was i sälber wäis,
Und so wi s ischt. De muescht mr alles wüsse.
Den wen i s gsäit ha, wäm-mr wider tanze
Und luschtig sy wi a dr Bundesfyr.
Und nochem Tanze... Hans, i wäis s halt nonig,
I wäis s nid, Hans...

So het s de Sundigobe

Vertraumet und die glänzige Fäde gspunne.
Dur d Wuchen isch es gsünder, stercher worde,
Und wen s nid gsi ischt, het s es emel 'glaubt.

S het nid uf d Müedi gluegt und gmacht und gschaffet,
 Wi we men a dr Armbruscht d Schnuer vo Hand
 Is Schloß wil zieh, me zwängt und byßt uf d Zänd
 Und git nid lugg, wen s d Odere versprängt.
 So het s es dureghaue bis am Samschtig,
 Und z nacht het s gsäit: «Jez, Bäsi, isch es 'gunne,
 Iez glaubi, chönnti wol go tanze morn.»
 «Was tanze?» säit si, «s isch dr doch nid ärscht?»
 «Wol, Bäsi, morn im Stärne; darf i goh?»
 Iez het em d Bäsi scharpf is Gwüsse gredt:
 «Mareili, dank, was d säischt. Vor vierzäh Tage
 Hescht no vom Stärbe zellt. Iez witt go tanze.
 Dem säit me Gott versuecht!» Do feht s a briegge:
 «Iez hani so vil gschaffet sid em Sundig!
 Ir gsehnd doch, as i mag.» «Näi los, Mareili,
 Du bischt no chrenkner as es sälber wäischt.
 Was hescht drvo? En churzen Augeblick,
 E schöni Stund, drfür e Wuche z lyde.
 Wi doch die junge Lüt efrage sind!
 Nüt gilt as d Wält; und wen en Ängel chem
 Und mitem goldige Schwärt vor d Töre stiehnd
 Und säiti: «iez isch s gnuel» si hörte nid,
 Bis s hinderscht Päärli tod am Bode leg.
 Mareili, s isch mr häilig ärscht drby:
 Es chönnt din Tod sy. S Läbe hanget dra.»
 «Und wen i stirbe dra! I *mues* go tanze.»
 «Das ischt e Sünd. Gott wel dr si verzieh!
 De gohscht din äigne Wäg. So säg den nid,
 Wen s böser chunnt, es häig dr s niemer gwehrt.»

Die Nacht het s gchutet i de Jurabärke
 Und groösi Wolke gha; wi schwarzi Manne
 Uf schwarze Rosse händ si vorem Mon
 E Trybjagd gmacht, vorus di wyße Hünd,
 Und hindenoh e neuu schwarzi Gschaar.
 Den isch de Vollmon wider häiter still
 Am Himel gstande wines großes Liecht,
 Wo i dr Häimet usem Pfäischter schynt.
 Me het nid gwüßt, was d Nacht dr Wält wil bringe,
 En schöne Sundig oder Sturm und Schnee.

X

S isch mornderigs es Wätter gsi, as d Hünd
 Und d Chatze gärn am Ofen blibe sind.
 Di junge Mäitli nid. Im Stärne händ
 D Trumpete gjuhset und de Baß het grumplet,
 Und gfrore het ekäis. Chuum zwüschem Tanze
 Het öppen äis am Pfäischter glost wi s macht,
 Und wi de Risel über d Schybe fahrt,

Und gsäit: «Es haglet Chatzen uf dr Stroß.»
 S Mareili het dr Bäsi z obe gsäit,
 Es tanzi nid, s gieng aber gärn go luege:
 «Gwüß bini wider do bis gäg de nüene.»
 S erscht mol het s dewäg gloge. I dr Chuchi
 Het s no chli gwartet, d Fallen i dr Hand,
 Und s ischt em gsi, so chön s nid usem Hus.
 S het a dr Tör no glost, öb d Bäsi dinne
 Zum Anni öppis säg, und bime Hörli
 Hätt s wider umgchehrt. Aber under äinischt,
 Wo s ghört, wi d Bäsi gäg dr Töre chunnt,
 Druckt s d Fallen uf und springt in Rügen use.
 «S ischt rächt, as d chunnscht, het s Emmi gsäit im Stärne,
 s wird guet, i säg dr s.» «Emmi, ischt er do?»
 «Natürli ischt er. Lueg er gfallt mr halt,
 I sprung em grad an Hals, wen s niemer gsecht!»
 «Was du? an Hals? I wett dr s roten, Emmi!»
 Und s Emmi lachet lut: «Du emel nid!»
 Jez het s Mareili halb verschrocke gsäit:
 «Er isch doch wäge mir do dure cho.»
 «Er? wäge dir? Do chunnt er, frog en sälber!»
 En große Burscht mit blondem Schnauz und Hor
 Chunnt uf si dar. Iez mues s *Mareili* lache:
 «Das isch doch nid... » Do chunnt s em z Sinn, as niemer
 Sis Ghäimnis wäis, s wird rot bis under d Hor
 Und suecht im ganze Saal. S isch mänge Hans
 Drin ume 'gumpet, numen äine nid,
 Wo z erscht hätt sölle cho. Do sitzt s a d Wand,
 Wo s d Tör het möge gseh und luegt und wartet,
 Und d Musig het em wi mit Mässerspitz
 Sis Härz verwüehlt e langi bösi Stund.
 All mol, wen s Emmi anem duren ist,
 Het s gluegt und glachet und sin Wili gstupft.
 S Mareili het no immer 'glaubt, er chöm,
 Er *mies* no cho. Und erscht wo s nüni schloht,
 Het s d Tränen abegschluckt und afeh tanze,
 Und alls vergässen obem wilde Spil.
 Je wilder daschte lieber! Im Galopp
 Gradus und z ringsetum, es glüehnigs Für
 Im bläiche Gsicht.

Im Stärnen überunde

Het d Dili zitteret und d Pfäischterschybe
 Händ gchläfelet. «Es förcht äim bald, wi s goht,
 Het äine hinderem Schoppe vüre gsäit.
 Wen d Dili lies und uf is abechem!»
 «S wer gwüß nid schad für alls, wo drunder leg!»
 Het öpper gmacht, und de wo s gsäit gha het,
 Het gschwind de Huet i d Augen abe 'druckt.
 Z erscht het en niemer kennt; den underäinischt
 Het s Läbe 'geh: «De Fridel!» händ si grüeft.

«Wo chunnscht du har?» «De Tüfel het mi 'brocht,
 Er cha mi nümme bruche.» «Chum verzell,
 Wi händs di gstriglet z Länzbig äne?» «Glatt,
 Bis d Rolle wider wachsel» het er glachet.
 Iez sind di beschten umen ume ghocket,
 Und er het ärnsthafft gsäit: «I säg ech s, Manne,
 Det äne chunnt me z Ehre, we me wil,
 Und öppis glehrt het, wo nid jede wäis.
 Mir händ si agseh, as i gschyter bi
 As die, wo süscht vo do dert dure chöme.
 Drum händs mr vürsi ghulfe, z erscht i d Chuchi,
 Und den zum Schrybe. Glaubed s oder nid,
 De Herr Tiräkter het mi lieber gha
 As alli sant em Pfarer. Geschter z nacht
 Het s ghäissen, i chön goh. Do säit er zue mr:
 «Sie, het er gsäit, «Sie chönne bynis blybe,
 Und z letscht Tiräkter wärde, wen i stirbe.
 Gwüß wäis me nid, wi s goh mues oni Sie.»
 «Näi, Herr Tiräkter», hani zuenem gsäit,
 «S Zuetroue freut mi rächt, i danke höfli.
 S wer wäg dr Gmäin nid rächt. I mues go luege,
 As s Ornig git dehäm, i wil si lehre
 Solyder sy und d Sache zämeha.
 Dert isch min Platz. Do äne, Herr Tiräkter,
 Git s gwüß no äin, wo s besser macht as i» –
 Z erscht händ si gläubig glost und s Mul ufgspehrt,
 Den het s es Glächter 'geh an allne Tische,
 As d Lampen a dr Dili gschwamplet het.
 «De Fridel und Tiräkter!» händ sie grüeft.
 «Hoch soll er läben! Herr Tiräkter hoch!
 E Fläsche, Stärnewirt!» De Herr Tiräkter
 Het alli Ehren agnoh sant em Wy
 Und sini große Tate z Länzbig 'brichtet.
 De Stärnewirt het sälber öppis gwixt,
 Und lüschtiger isch 'gange weder dobe
 Bis Mitti Nacht. De Fritz het 'dirigiert
 Und prediget: «I wil ech lehre sufe
 Und s Züg verhuse! Schaffe müend'r, Manne,
 Und z Chile mit dr Frau und Psalme singel!»
 Und «Bravo, Herr Tiräkter!» händ si grüeft.
 Am zwölfi stoht er uf und trümlet use,
 Und woner ghört, wi dobe d Musig goht,
 Wi s schlyft und hopset und wi d Buebe juchse,
 So fahrt s em au i d Bäu und zieht en ue.
 De Wirt het grüeft: «I hulf do unde blybe,
 Wen äine gsoffen ischt!» «Was gsoffe?» gröhlet er,
 «Go tanze wili, d Freihäit wili fyre!»
 So springt er d Stäg uf.

Dobe vor dr Tör

Sind Mäitli gstande. S äint, wo s d Stimm erchennt

Und uf dr Stäge d Hor und d Auge gseht,
 Wo s fröhner mängischt gseh het, geusset uf
 Und het si a dr Mur. – Er merkt no nüt,
 Und erscht, won alli Mäitli vorem fliehnd
 Und sys eläi gsi ischt, het er s erkennt.
 «Hetz Donner und... Mareil!» het er grüeft.
 S het halber tönt, wi wen en Möntsch vertrinkt
 Und halber wi us Freud. Er streckt em d Hand.
 S Mareili het nid glost und nümme gluegt
 Und d Stäg ab welle flieh, do packt er s fescht
 Am rächten Arm und wil em öppis säge,
 Und woner d Wort nid findt, so lachet er
 Mit bsoffnem Mul und macht en wüeschte Gspaß:
 «Was mäinscht, Mareili, wäm-mr zäme tanze?»
 Do luegt s en a, öb das sin Vatter seig
 Und ryßt dr Arm ewägg, d Stäg ab und furt,
 Und wi wen s d Gäislen ufem Rugge hätt
 Isch s häizue gsprunge.

XI

Am Mendig vor Mittag isch s Anneli
 Cho luege, öb s Mareili immer nonig
 Wel ufcho. S het no gschlofe; aber chuun
 Isch s Anni dusse gsi, so het s im Bett
 De Chopf ufgaha und glost und wen es Tönli
 Von ussen iecho ischt, isch s zämegfahre.
 Wo d Bäsi chunnt, so het s scho wider to,
 Wi wen s no schlief und het si nid verrodt.
 Si het em d Hand uf d Stirne gläit und gspürt,
 Wi s brönnt und winem d Schlöfe gchlopfet händ.
 Do gseht si, wi s es schüttlet i dr Decki,
 Und iez het s 'briegget, wi wen s alli Not,
 Wo d Wält scho gseh het, usebrüele müeßt.
 «Was het s ächt au?» isch s Anneli cho froge.
 «Es briegget, säit si, wil s nid gfolget het;
 S schadt nüt, mr wänd s lo briegge.» No Mittag
 Isch d Bäsi wider zuenem. «Gsehscht iez», säit si,
 «Wi d s Fieber hescht, wi s wider brönnt im Chopf?»
 Und es het gsäit: «Wen s nume s Fieber wer,
 Das wetti lyde. Bäsi, i bi schlächt,
 De schlächtischt Möntsch, wo uf dr Ärden ischt.
 Agloge han ech geschter, tanzet hani.»
 «Hesch gmäint, i glaub dr s? Mäinscht, i wüß nid au,
 Wi s goht bim Tanze? Mit em beschte Wille
 Blybt äis wi du nid stoh, wen d Musig spilt.»
 «Woll, wen i welle hätt! Das quelt mi ebe,
 I ha jo gar nid welle. Gloge hani!
 Und s gscheht mr rächt, wen d Chranket wider chunnt.»
 «Jo Chind, de hesch di Stroff. Und wägem Lüge,

I wil dr das verzieh. Iez aber äis,
Das möchti wüsse vo dr: was di geschter
Mit s Tüfels Gwalt zum Tanze zoge het?»
Iez het si s gwüß vernoh, het s Mäitli 'dänkt
Und d Bagge glätig under d Decki gha.
Den het s en Alauf gnoh: «I wil ech s säge,
Er ischt jo doch nid cho, er chunnt jo nümme.
I ha drum gmäint, er chöm, er het s versproche,
Versproche het er s a dr Bundesfyr
Und het mi glych vergässe sidem Summer.
Iez säg ech s halt: Er isch vo än am Bärig,
Wo d Füchs und d Hase tanze mitenand,
Und wen er guet tuet, sött er äinischt erbe.»
«Was brichtischt au?» het d Bäsi müesse froge,
Und s Chind ischt immer meh is Fieber cho
Und het vom Hans verzellt, halb was s erlät
Und halb was s traumet het, und i dr Angscht
Isch d Bäsi gsprunge go im Dokter brichte.
Den isch es wider zuenem sälber cho,
Und wo s es Tönli ghört, so hocket s uf
Bolzgrad im Bett und rüeft: «Iez chunnt er, Bäsi!
Was muesi mache? muesi mit em furt?»
«Was furt? mit wem?» «He mit em Vatter», säit s,
«De Vatter isch doch do.» «Das isch nid wohn»,
Het d Bäsi gsäit, «es traumet dr, Mareili.»
«He woll, im Stärnen ussen ischt er gsi,
So – wüssed r, so grusig voll wi ame.
Er het jo gsäit, mr wele zäme tanze.
Hütt chunnt er mi cho hole, lueged denn!»
«Und s isch nid», säit si; «we me s Fieber het,
So gseht me meh as disi. Schlof du, Chind!»

Wo z obe dussen öpper gstopfet het,
Het d Bäsi 'dänkt, iez chöm gottlob de Dokter,
Und isch go zünde. Wo si d Tör ufmacht,
So stoht si vorem Fritz. De isch cho luege,
Wo d Mäitli wone, het sis Vatterächt
Und Liebi vo den äigne Chinde gsucht.
Z erscht het em d Bäsi d Hand nid welle geh;
Erscht woner lachtet: «Lueg, i ha si gwäsche!»
So het si gsäit, er söl i d Stube cho.
Dert feht er a: «S Mareili möchti wider.
Mr wone wider zäme. S cha mr choche,
D Hushaltig mache. Gwüß, s mues anderscht cho
As s 'gangen ischt.» «Jo, we me s glaube chönnt!»
Het d Bäsi gsäit. «So lieb mr s Mäitli ischt,
I geb dr s, wen i wüßt, as s anderscht chem.»
«I säg dr s jo; wen äin es Häimet hätt,
Wo syne ghörti, z oben öppis warmes,
Wen s dusse gfrürt, so bleeb me gärn dehäim.»
«Und wer isch gschuld, as d iez kes Häimet hescht?»

Het d Bäsi gfrogt. «Jo», säit er, «wer isch gschuld?
Du hesch es mit dr Frau, das wäisi scho.
S sind alli glych: Hustüfel, Gassenängel.
Mir het si s Hus verläidet mit em Gchähr,
Und vor de Lüten isch si s Schöfli gsi
Und i de Wolf.» «So!» fährt iez d Bäsi uf,
«Mues d Frau no gschuld sy? Gäl, si wehrt si nümme?
Du hesch si töt. Nid mitem Mässer, näi,
Das wer e Gnad gsi für si. S git en Tod,
Wo zähmol schlimmer ischt: wen öpper langsam
Von innen use stirbt. So mängi Nacht
As du nid häicho bischt und diner Frau
Nüt z lieb to hescht, so mängischt isch si gstorbe.
Iez witt no s Mäitli hole. Mues s em goh
Wi siner Mueter? Mues es au in Bode?
Do lueg, de hescht no äis, no s Anneli.
Witt das nid au no grad?» «I säg dr s jo,
S mues anderscht cho, i goh is Tämperänz.
De Tüfel söl mi... » «Fritz, verschweer di nid!
Me wäis wi s goht, i glaub dr s äifach nid.
Gottlob isch s Mäitli chrank, de wirsch es wüsse,
Und cha nid mit dr furt!» «Chrank?» het er grüeft.
«Das glaub, wer wil. Wen äis bis z nacht am zwölfi
Cha umegumpe! Chrank? Das isch so gsund
As d Sou im Stal. Verschwore händ r ech,
Für mir nid müeße z folge. Aber warted,
Iez wäm-mr luege, wer de Vatter ischt!»
Er gumpet uf und springt a d Chamertör
Und d Bäsi noh und ryßt en wider z rugg:
«Do usse blybscht und losch mr s Chind i Ruehj!
Es chönnt sin Tod sy, wen s di dewäg gsecht.»
S het nüt meh gnützt. Won er si i dr Wuet
Ewägg wil rüehre, isch scho d Tör ufgange.
Im Hömli isch s Mareili usecho
Mit halbverstörtem Blick. Wo s gseht, was goht,
Springt s zwüsche beedi: «Vatter», rüeft s, «i chume,
Loh aber d Bäsi goh!» den trümmlt s z rugg
Und eb si s gha händ, ischt em s dunkel Bluet
Us Mul und Nase gsprützt und mit em Chopf
Het s hert und hohl uf d Chamerschwelle gschlage,
Wo s i dr Ohmmacht zämebrochen ischt.

Iez het de Vatter still dr Bäsi ghulfe
Sis Chind is Bett tue. Wo de Dokter chunnt,
So ischt er usegshliche, her vo wytem
Gseh wi si dinne mit em Liecht i d Chamer
Und wider use sind, und wo de Dokter
Durs Dorf abchunnt, so stoht er em in Wäg.
«Chunnt s wider zwäg, Herr Dokter?» het er gfrogt.
Und woner ghört, es seig ke Hoffnig meh,
So het er 'briegget wines Wäisechind. –

Wo d Bäsi monderigs und übermorn
Und mänge Tag no gfrogt het bi de Lüte,
Het niemer öppis vonem welle wüsse.
Bis s do vo Basel i dr Zytig chunnt,
Si häigen äine gländt. S ischt öpper abe,
Go luege, öbs en seig. Und z Basel unde
Im Channefäld, wo s ire tusig ligge,
Wo nümnen ufstöhnd, händ si en vergrabe.

XII

Lang vor dr Wienecht sind di wyße Vögel
Vom Himmel cho, und d Chind händ d Schlitte gholt.
Wen s Anneli uf siner höche Gäiß
Is Gräbli gfahren ischt, händ alli glachet,
Und s Nochbers Sämi änevör am Brunne
Het s allmol gschneeblet, wen er s gseh het cho.
S het aber gwüßt, wi s dem mag Mäischter gwärde,
Und s nechscht mol het s em grüeft: «Du bischt jo nume
De Batze-Sämi, du!» Das het de Sämi
Nid chönne ghöre sid dr Bundesfyr:
«Wart aber iez!» Do streckt s em d Zungen use,
Und eb er s packt gha het, isch s uf dr Gäiß
Durab und häi. – Mit chalte Schneebehlände
Schlycht s gäg dr Chamer, wo s Mareili lyt
Und dübelet zum Bett und het em d Händ
Ufs Fiebersicht und lachet winen Schölm.
«Gäl Anneli», het d Schwöschter zuenem gsäit,
«De hesch mi lieb und d Bäsimueter au?
Und gäl, de folgisch, wen si öppis säit?»
«I folge jo», het s gsäit und nid verstande,
Was d Schwöschter mäint, und wo si gar nid lachet,
So isch es glätig wider usegsprunge.

«Ihr, Bäsi», het s Mareili wyter gredt,
«Wen i den nümme do bi, müend r s chly
No lieber ha as mi; das folget scho
Und lügt ech nonig a.» «Was redscht doch au?
I säg dr s jo, das isch scho lang vergässe»,
Het d Bäsi gsäit. «Jo aber, wen s es lehrti
Und word win i, den säite d Lüt im Dorf,
S seig äis wi s ander. Bäsi, wen i danke,
Wi s iez no allne von is 'gangen ischt,
So sött s us äim doch öppis anders geh.
I wett i gsecht, wi s Anneli den äinischt
Drhär chunnt ame Sundig, gsund und schön,
Und wi s vor käim mues d Auge z Bode ha,
Und all Lüt säge: Das isch glych es bravs.»
«Mareili, stirb mr nid», het d Bäsi 'briegget.
«I cha s nid träge. Lueg, iez bin i geschuld,

As er is Wasser ischt. Er het no d Hand
As Ufer gstreckt und grüeft, i söl em hälfe.
I han em d Finger abem Balke glöst
Und han en zmitzt i d Aaren use gstoße.
Das quelt mi iez, so lang i s Läbe ha.»
«Wen i wett dewäg rächne», säit s Mareili,
«Wer isch den gschuld as i? Wäg eusem Vatter,
Iez gsehni wi s vom Hergott gmäint gsi ischt:
I hätt em sölle hälfe; glaubed s Bäsì,
Für das isch d Chraft und d Gsundhät umecho.
Drum isch es dopplet rächt, as i mueß stärke.
Iez dänki aber hinechtie, de Pfarer
Het äinischt i dr Underwysig gsäit,
Zum Stärbe bruch me numen äis Gibätt:
«Gott sei mir Sünder gnädig!» Alli glych,
Nid äine stöhj vora. Isch das nid schön?
Den ghöre mr doch alli wider zäme,
De Vatter, d Mueter, ihr und dänk au i:
S sind alli, aber käis elägge gschuld.
Und alli tusig Möntschen uf dr Wält,
Vo wytem chöme si und us dr Nöchi
Und gänd enander d Händ im wyte Chräis
Und luegen obsi, wo me s himmlisch Liecht
Vil schöner wede d Morgesunne gseht.
Und alli tusig fallen iez uf d Chneu
Und bätte mitenand.» Ganz still het d Bäsì,
Wo s dewäg gredt het, glost. Den het si gsäit:
«Wi du äin tröschte chauscht! Wo chunnt s dr här?»
«Es isch mr wines großes häiligs Bild,
Wo näumen i dr schönschte Chile hanget,
Und ha s doch niene gseh! O lueged au,
Wi s funklet i dr Höchi, immer schöner!
Und immer tiefer falle d Lüt an Bode,
Und mir sind z mitzt im Chräis und bätten au.»

So het s Mareili z obe d Wält vergässe,
Und s Stärbe wer em gsi, wi we me gärn
Es alts verdräcket Chläid uf d Syte hänkt
Und inen neue warme Chittel schlüft.
Am Morgen aber het s dr Bäsì grüeft:
«Das möchti glych no wüsse, wägem Hans,
Worum as de nid cho ischt a dem Sundig.»
«Er het dänk gfrogt, den händ em d Lüt scho lang
Vo diner Chranket zell», het d Bäsì gmäint.
Do lachet s halb: «Wen s nume das ischt, Hans,
So ha di glych no lieb.» Den handcherum
Het s wider lislig 'briegget i dr Decki.
Und under Tags het s hundert mol im Hans
Di liebschte Nämme grüeft. Wo z obe spot
No s Emmi chunnt, so het s em s müesse säge:
«De wäischt jo wäge mym, wo a dem Sundig

Nid isch cho tanze. Lueg, i möcht no wüsse,
Öb s wäg dr Chranket ischt. Er het dank ehnder
Es anders, wonem gfallt.» «Das wäisi bald»,
Het s Emmi gsäit, «i kenne mängs det äne;
Heb no Gedult bis morn, den muesch es wüsse.»

Do z nacht het s numen a sim Hans gstudiert,
Und d Yfersucht het s wi mit Chettene
As Läbe 'bunden und em s Härz verschnüert.
S het nüt meh glaubt, was s geschter gsäit gha het,
Und mängsicht grüeft, es seig no z jung zum Stärbe.
Wen s d Bäsi tröschtet het, so isch es wider
Verschrocken ab dr äigne böse Schwechi,
Und wen si 'bättet het, het s Amen gsäit.
Am halbi vieri isch es rüehjig worde,
Und usem Egge näb dr Stubetör
Isch öppis wi uf Gäischerfüeße cho.
E wyßi Gestalt het d Chamer häiter gmacht
Und het im Chind e Hand uf d Stirne gläit.
S het gwüßt: das isch mi Mueter. Wi im Himel
Isch s worden ums, ke Angscht, ke Yfersucht
Kes böses Gwüsse het s meh chönne ha.
Si het kes Wörtli gsäit und doch het s gmäint,
Es ghör si rede, lieb und guet wi ame,
Näi lieber, besser, wi me s nid cha säge.
Den isch si zuenem gläge. Warm und z fride
Händ beedi zäme gschnufet wi vor Zyte,
Wo s Chind am Sundigmorge zu dr Mueter
I d Chüssi gschloffen ischt. – Dr ander Tag
Het s nüt meh gchlagt und numen öppe gsäit:
«Jetzt stirbi gärn, i goh jo zu dr Mueter.»
Den händ em d Auge glänzt vor Säligkäit.
Vom Hans het s gsäit: «Ir müend nid mäine, Bäsi,
I seig no s glych wo nächt. Näi, wen i wüßt,
As s wäg dr Chranket wer, i chönnt em säge:
S isch schad, i hätt dr s ander au verzoge.
He gwüß, s ischt wohr, was hätt er doch a mir,
A somen arme Lumpemäitli gha?»
Eb s Emmi cho ischt, isch s Mareili gstorbe. –
Vier Bueben us dr glychen Underwysig
Händ gsäit, si wele s träge. Sini Gspane
Händ gsunge vorem Hus, wo s glütet het
Und wo si s dussen abgestellt händ im Sarg.
Wie graui Umhäng sind die schwere Wulke
De Bärge noh und i de Bäume ghanget,
Wi säbmol, wo si d Mueter furträt händ.
Bim letschte Vårs het d Sunne s Gwülch verrisse
Und het en Augeblick mit wyßem Liecht
Uf d Mäitli abegluegt, wo gsunge händ.
Den sind si mitem gäg dr Chilen use.

Marie und Robert

SCHAUSPIEL IN DREI AKTEN

PERSONEN

FRAU SCHÖDLER, zwischen sechzig und siebzig. Ärmlich, auch etwas nachlässig gekleidet. Breites Gesicht, spitzige Nase.
ROBERT, ihr Sohn. Etwas über dreißig. Schlecht genährt, dennoch kräftige Gestalt mittlerer Größe. Fabrikarbeiter.
THEOPHIL LEDER, Wirt, gegen vierzig, fettes Gesicht, deutlicher Leibansatz.
MARIE, seine Frau. Einfach und sauber, mit verständigem Geschmack gekleidet. Im gleichen Alter mit Robert.
MIGGI UND BERTELI, ihre Kinder, acht- und fünfjährig, reinlich und einfach wie die Mutter.
AGENT MÜLLER. Städtisch, aber etwas unsauber gekleidet.
ERSTER ARBEITER.
ZWEITER ARBEITER.

SZENE IM GANZEN STÜCK

Ärmliche Stube eines ländlichen Fabrikarbeiters, altes Bauernhaus. Eingang rechts vorn (vom Zuschauer), links Kammertüre. Rechts hinten Doppelfenster mit Blumenstöcken, über die man auf den Hausplatz und die Straße sieht. Links hinten ein Tisch vor einer im Winkel geführten Wandbank. Rechts an der Wand ein altes Kanapee, links eine Kommode. In der Nähe des Fensters ein wackeliger Lehnstuhl. Geschmackloser, altväterischer Wandschmuck, ein eingerahmter Totenkranz, Konfirmationsscheine. Die Tür rechts kommt aus dem Ausgang, auf dessen Holzboden man immer die Schritte der Eintretenden deutlich vorher hört.

ERSTER AKT

FRAU SCHÖDLER (aus der Kammer kommend, trägt einen altmodigen, mit Milch gefüllten Fliegenfänger von der Kommode auf den Tisch).
Donners Fleuge! – Käin Augeblick het me Ruejh vor dene Chätzere! (Sie blickt durchs Fenster, spricht leise.) Hütt chunt er wider äinischt lang nid, i mues dänk bald sälber dr Chueh go luege!
BERTELI (unter der Türe, bleibt schüchtern stehen). Gros!
FRAU SCHÖDLER. Aha, s ischt di. (Süßlich.) Chum du nume zue mr, mys Schatzeli. (Sie setzt sich in den Lehnstuhl, das Kind an ihren Knien).
MIGGI (kommt rasch durch die Türe). Wit ächt cho enandernoh, de wäischt, as d nid do ie darfscht.
FRAU SCHÖDLER. So, nid do ie dörfe? Wer het iez ächterscht das wider gsäit? (Miggi schweigt verlegen.) Use mit der Gsproch! Mäinscht, i häig s no nie ghört, as d au es Mul hescht, wenn d nüdrächts tuescht veruß? Wer het gsäit, ir dörfed nimm do übere cho?
MIGGI. De Vatter.
FRAU SCHÖDLER. Und d Mueter, gäl? Ruck numen us, i wil iez äinischt wüsse, was äigetli das z bedüte het.
MIGGI. D Mueter het s au gsäit, de Vatter het gar wüescht to.
FRAU SCHÖDLER. So, het er? Wüescht to het er? Was het er denn gsäit von is? Was cha de säge von eus, he? (Miggi sucht das Schwesterchen am Arm zu fassen, das sich eng an die Frau schmiegt.)
MARIE (noch unsichtbar, draußen auf dem Hof). Miggi! – Berteli!
MIGGI. Wit iez ächt cho oder nid?
FRAU SCHÖDLER. Loh si nume lo rüefe, sie darf s scho sälber cho hole. (Miggi läuft hinaus.)
MARIE (sieht durchs Fenster herein, über die blühenden Geranienstöcke). Sind r do inn, Burscht?
FRAU SCHÖDLER. Si sind a me rächten Ort, bhüetis. So, Schatzeli, chum du numen uf Gschoos, und mach mr es Äli. – Äli! Gäl, i han e schöni langi Nase?
MARIE (kommt zur Tür herein). Grüeß ech, Frä Schödler.
FRAU SCHÖDLER. Wi muesi iez ächterscht säge, Frä Haupmen oder Frä Großrot?
MARIE. Ihr wüessed, as i das Gspött nid cha lyde. I ha dänk no nie anderscht ghäiße weder Marei.
FRAU SCHÖDLER. Wer s Gält het, het au gärn de Name drzue. D Wält wirt sid nächt nid anderscht worde sy. Frä Haupme miech si halt doch gar paritätisch*.
MARIE (beleidigt, will mit dem Kind fortgehen). Chum, Chind.
FRAU SCHÖDLER. Eh, Marei, Marei, stell doch iez echly ab byn is und bis nid so prüßisch mit eren arme Frau. Euseräis

wäis halt nid, wi d Wörtli verdrähje, as si nid chräble. (Schmeichlerisch) De wäischt jo, as d' mr lieb und wärt bischt. Gwüß Gott, so wohr, as i dohocke, erscht nächt hani zum Robärt gsäit: Zäig mr äini i dr ganze Chilhöri, hani gsäit, wo s Rächt hätt wi d Marei, de Chopf uf z ha, und doch no nie käim arme Möntsch es Uwörtli 'geh hätt. S Gunteräri, wo no furgit hinden und vore, wenn s de Ma nid gseht. Also nüt für uguet, Marei, und tusigmol äxgüsi, we mr iez vorig wäg de Chinde s Mul überloffen ischt.

MARIE. Worum wäg de Chinde? Sind sie grob gäg ech? I wäis scho, as sie mängs ufläsen uf dr Stroß, wo si dihäim nid ghöre.

FRAU SCHÖDLER. Bhüetis, bhüetis, d Chind sim-mr lieb und rächt. Grad dorum, grad prezis wäge desse tuet s mr halt doch i dr Seel weh, as si iez nümme söle do übere dörfe.

MARIE. Das müend r nid dewäg ufneh. Lueged, s ischt mr jo läid gnue, as s nid anderscht ischt, aber Myne will s iez äinischt nid ha.

FRAU SCHÖDLER. S ischt mr halt, we mr scho numen arm Lüt sind, si seige glych no so guet do as öppen i dr Wirtschafft oder süscht näume, wo s au nid immer häilig zuegoht. Und wäge desse, *er* ischt den au nid de Fynscht. Nüt für uguet, Marei, aber was wohr ischt, mues gsäit sy – er het si scho verfluecht und verschlagen im Schöppli hind, wenn de Viertitäl wohr wurd, so geb s arm Tröpf usene. – (Leise, scheu nach dem Fenster sehend.) Gfluecht het er, gfluecht – de lieb Gott sol mi schtrofe, wenn s e Sünd ischt, Marei – aber d Fusch han em gmacht hinderem Chuchilade; du Uflot! hani gsäit, wenn s di nume sälber tref, was dynen äigne Goofen agweuscht hescht. Settig Chind, hani dänkt, suber und brav wi d Mueter, prezys nid anderscht, und d Mueter, hani dänkt – das säitti jo gwüß Gott ekäim Möntsche, Marei, de darfscht mr s glauwe – d Mueter wirt au gnue müesse lyden um di umen und verdienti doch besser as käini zäntume, as si s Glück hätt uf Ärde früejh und spot und äinischt im Himmelrych, Ame. – Ame, Marei, Ame, s ischt mr gwüß nid anderscht, de bischt mr jo immer di fynscht und liebscht gsi, i müeßt lüge, wen i öppis anders wett säge.

MARIE. De Theophil ischt rächt gäg mr, Frä Schödler, i ha mi nüt z chlage. As er mängischt chönnt hübschlicher tue mit de Chinde, säb wäisi guet gnue. Aber wen äin es großes Gschäft het, bald furt, bald dihäim, Sorgen und Erger – und überhaupt, es ischt jo nid s erschtmol, as r mi wänd ufwyse gäg em und das ischt nid rächt von ech.

FRAU SCHÖDLER. Ufwyse? I und ufwyse? E bhüetis de lieb Häiland! I will jo gwüß nüt gsäit ha. I han es dumms Mul, Marei, e rünnigi Schuefe, wo s Wasser nid cha halte. Mir ischt er jo lang rächt, bhüetis. Was goht s mi a, was d Vögel änevör am Hag pfyfe? Er ischt jo dr Erscht i dr Gmäi und hätt s Rächt, ganz anderscht z tue, wen er wett. Und en gueten ischt er au. Het er is nid Gält glehnet, im Vatter sälig scho, won er het müesse boue? Mr müend s für e Gnad ha, Robärt, hani scho mängischt gsäit, as mr dörfe do i dem Hüslü inn sy. Und wen er iez meh Zeis wil, zahl s doch, hani gsäit, i bi mynerläbtig do inn gsi und do inn wili au stärke, wenn s Gottswill ischt.

MARIE. Ischt das wohr, ischt er ech ue mitem Zeis?

FRAU SCHÖDLER. He nächt het de Robärt wüescht to drwäge; aber s wirt em nid ärscht sy; vilicht het er mi nume welle verschrecke, de tusige Donner. Er het s den erscht no mängischt im Chopf, di alt Mueter uf d Gable z neh. Das wil em iez aber ytrybe, das mues er iez wüsse, de Schwärnöter, de tusige!

MARIE. Wenn s aber glych ärscht wer? Ihr sind jo au no chränk gsi, Frä Schödler, und s Gält lyt nienen a de Hüfe. Ihr händ gwüß nüt Vorigs, wenn süscht scho alls ufschloht.

FRAU SCHÖDLER. Ebe wäge desse wirt er s halt au bruche, de Theophil. Wen äine Hüser het und Gält uslehnet, chan er nid immer de Guet mache. Mr wärde halt müesse dry byße, wenn s scho en suren Öpfel ischt, wäger Marei. Wen i nume nid immer sälber no brucht für mys Bäi. En settige Wassersack hescht aber au bim Tüner no nie gseh; grusig isch es, wit luege, Marei? (Sie jammert plötzlich laut auf, übertrieben, berechnend.) O myn Gott und Vatter, as i au das no mues erläbe, son es erschrockligs Unglück! Immer am Stücke, Marei, und weißen und d Zänd verbyße, as me nid lut usebrüelet. All Tag wetti stärke und cha nid. Mynerläbtig käin Dokter 'brucht und iez dewäg. Türi, türi Mittel und käin Möntsch, wo verdienet, as de Robärt und de wil furt is Amerika. O Marei, was ischt au der Möntsch, daß du seiner gedänkescht und des Möntschen Kind, daß du di syner animmscht? Jo, wen i di lieb häilig Bible nid hätt, i müeßt verzwyflen und verzagen oder stärke und Gott verflueche wi Hiob sälig – ungschroue gsäit. Ungschroue gsäit, Marei, er ischt jo dänk immer no am Läben und wirt hälfte, wenn di Not am gröschte. (Sie fällt mitten aus dem Jammer in den alten Ton zurück, schmeichlerisch, zudringlich.) Er wirt jo öppen au uf di lose, wenn d is wettischt z bescht rede wägem Zeis, öppen äinischt am Z morge, wen er guet gschlofe het.

(Man hört draußen Männerstimmen, Peitschenknallen, Lärm der Heimkehr.)

MARIE. Adie, Frä Schödler, iez muesi gwüß go. Chum Chind!

FRAU SCHÖDLER (betroffen über den plötzlichen Aufbruch). Darfscht öppen au nümme do äne sy, wen *er* häi chunt?

MARIE (leicht errötend). Dumme Züg, es ischt niemer i dr Wirtscheft, i mues gwüß go luege. Händ Sorg zu euem Bäi, und wenn r öppis bruchet, so säged s.

FRAU SCHÖDLER. I säge s jo, du bischt immer no di Besch mit mr. Nimm emel um s Gotts Wille nüt für uguet, Marei. I wil nüt gsäit ha, nüt hani gsäit. I han es dumms wüeschts Mul, lueg, i mues mr all Tag drufhaue. – Los, iez chunt euse Bueb ab der Arbet. Blyb iez no do und säg em gueten Obe. (Sehr schmeichlerisch.) Er gseht di drum immer no gärn. (Marie faßt das Kind und geht rasch gegen die Türe.)

ROBERT (eintretend, bleibt hart vor ihr stehen. Er spricht trocken, fast mürrisch). n Obe.

FRAU SCHÖDLER. Robärt, d Marei in eusem Hus inn! Das ischt e Freud und en Ehr, das hett s dr emel nid traumet. (Berteli macht sich von der Mutter los und läuft wieder zu der Frau zurück, die sich mühsam erhoben hat.) O du Härzchäberli, du Schatzeli, du Ängelsflügel! Chum, s Grosi het dr öppis i dr Chamer, en Öpfel, en große, rote. (Sie humpelt mit dem Kind in die Kammer, Marie und Robert beginnen nach einer kurzen Pause der Verlegenheit.)

MARIE. Iez mues di gwüß öppis froge, Robärt. Goht s ech schwer mit em Zeis und was het Myne gsäit?

ROBERT. Mit em Zeis? Wer redt vo dem?

MARIE. I wäis jo, as d is schuldig bischt, aber mäinscht, de Theophil säitti es Wörtli drvo? I wett s *gärn* wüsse, Robärt.

ROBERT. Het d Mueter s Mul offgha? Glaub ere doch nüt, de wäischt jo, wi si redt.

MARIE. Vil het si nid gsäit; aber wenn nume das woher wer, so wer s mr nid rächt.

ROBERT. Frog dyn Ma, was hescht do hinden ume cho z frögle?

MARIE (an sich haltend, beinahe weinend). Druckt er di? Ischt er hert gäg dr?

ROBERT. I ha no nie aghalte, er söl wäich sy. Euseräim mache d Here nid Büsbüs, und erscht rächt nid, we me schuldig ischt.

MARIE. Ischt er dr ue mit em Zeis?

ROBERT. Jo, wenn d s wit wüsse, und 'dräut het er mr.

MARIE. Uf mi lost er halt nid, i cha gwüß nüt drfür.

ROBERT. Wer säit öppis vo dem? Aber rächt isch es mi Seel nid.

MARIE. I ha s nie bös gmäint mit dr, Röbi. I ha dr z bescht greedt, so lang i ha dörfe.

ROBERT (höhnisch). So lang i ha dörfe? Darfscht iez öppe nüm?

MARIE (leise, scheu um sich blickend). Du, ischt Myne häicho vorig, bischt du mit em cho?

ROBERT. De Fuehrmen isch es gsi mitem große Läiterwage. – Was hescht, was ischt mit dr?

MARIE (an der Türe, sich umwendend). Los iez no gschwind. I wil dr hälfe, i cha s nid dewäg lo goh mit dir und mym Ma. Gält cha dr geh und de muescht nid so stolz sy. Nume lehne, de gischt mr s wider, wenn s meh Verdienscht ischt. – Dr Mueter z lieb, Röbi, as cha do inn blybe.

ROBERT. Wo wettischt du Gält harneh?

MARIE. Das ischt my Sach. Nimm s nume.

ROBERT. I wil aber käi Hülf us euem Hus use, hescht ghört und verstande? 'bättlet hani no nie.

MARIE (lächelnd). I mues jo vor dir bättle, nid du vor mir. Mäinscht, es seig mr nid au ugwonet?

ROBERT (nach einer Pause). Es stöhd do no ander Sache drzwüsche. Es blybt drby, i wil nüt vo dr.

MARIE. I ha gmäint, vo mir chönntisch es wol aneh.

ROBERT. Vo dir? – Vo dir am alleriwenigschte.

(Marie geht mit gesenktem Kopf ohne Gruß aus der Türe. Aus der Kammer führt ihr Frau Schödler das Kind nach bis in den Gang. An der Schwelle:)

FRAU SCHÖDLER. So, Annebäbeli, lüpf dys Bäi! (Während des Folgenden geht sie ab und zu, Teller und eisernes Besteck auf den Tisch deckend, an den Robert sich gesetzt hat. Er hat Geld vor sich gelegt, eine Schiefertafel von der Wand genommen und rechnet.) Au! – Wenn das Bäi äinischt wett guete – De Chinde go s Hus verbiete, de Hochmuetsesel! Er wirt mäine, si seigen us anderem Dräck gmacht as euseräi. – Und *si* wirt wol au drhinder sy – äba, Tüfel, wo wett *er* si dem aneh? – Aber schlau, schlau, go d Goofen abrichte, de Ma wel s nid ha! – *Er* verdienet doch no an is, und s Hüsl chunt er äinewäg äinischt über, gang s wi s wel. Aber *si* hätt is gärn furt, me wäis jo worum. – Au! – s bös Gwüsse, s bös Gwüsse! Es Wort ischt halt es Wort, seig s gschriben oder nid. Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin – i wurd mi mynerläbtig und zweu Johr drüberuse schäme, nume de chly Zähjen in es Hus ie z ha, wo me mr chönt vorha, i häig – – (zu Robert.) Sid wenn hescht du ame Frytig Zahltag?

ROBERT (ohne aufzublicken). Ir gsehnd s jo, sid hütt.

FRAU SCHÖDLER. Das ischt dänk iez di neu Mode, as men am Samschtig au nüm schaffet?

ROBERT (rechnend). Schwyged, i mues Ruejh ha.

FRAU SCHÖDLER (für sich). Won i ame no bi go verdiene – – (Zu Robert.) Du, de Zahltag a me Frytig, das ischt mr doch afen öppis gspässigs das!

ROBERT. Das ischt, as me s nid versuft am Samschtig z mittag, begryfed r das nid? So säit men iez efangen im Arbäiter, was er z tue het. De Here lauft käine noh go luege, wo s Gält hichunt. (Die Rechnung abschließend.) Füzäh Fränkli hani no vom ganze Monet, wen alls 'gangen ischt, was goh mues. Iez no de höher Zeis, denn hani no zächni. Ihr wärdet dank au no öppis welle.

FRAU SCHÖDLER. Nume wäg dene donners Guttere, wo doch nüt nütze.
O du myn Troscht, Röbi, heb doch au Verbärmscht mit dyner alte Mueter!

ROBERT. Mir tuet s dank wehser as euch.

FRAU SCHÖDLER. O häje, häje, men ischt den äigne Chinde nüt wärt, we me nüt meh verdienet.

ROBERT (steht auf und geht immer aufgeregter umher, während seine Mutter sich in den Lehnstuhl fallen läßt). Us dem Züg muesi iez äinischt usecho, das ischt win en Stäi uf mr. De mues emol abe. Schnufe wili chönnen und verwürge lohni mi nid. (Drohend.) Du do äne! – Und ihr det inn!

FRAU SCHÖDLER. Jo, wenn die do änen äinischt im Tüfel zue – – Wenn s doch Gotts Will wer, as mr nume chönnte Ruejh und Fride ha.

ROBERT. Zäh Johr lang obsi schwimmen und immer nidsi cho! Hätt doch de Vatter de chly Finger nie 'geh – iez hocki do und bi a'bunde win es Haupt Veeh a dr leere Chrüpf, und i dr Stadt inn hätti z läbe besser weder en Ysebähndler. Si wüsse s wol, d Here, as mr müend um de Batze froh sy do uß, drum häm-mr eson es Hungerlöhli.

FRAU SCHÖDLER. A dem loht si nid rüehre, Röbi. Euserläbtig het dr Ar-bäiter nid chönne säge, was er für Loh wel.

ROBERT. Grad wäge desse – – äin eläiggen ischt nüt. Zämestoh mues men und säge: Iez, wänd r oder nid? S Rächt wäm-mr, nüt as s Rächt; zum alleriwenigschte, as mr nid mit de Säune z Wäid müend. Und wenn si s nid us guetem gänd, ufstoh mues men und sälber neh.

FRAU SCHÖDLER. Her Jesis doch au, wer wett dewäg rede!

ROBERT. Lang gnue sind d Heren obenuf gsi, iez chunt dr Arbäiter a d Rähje. Grächtigkäit mues sy uf dr Wält und käine söl meh ha weder dr ander. Wer wil iez no de Chopf z Bode ha und Rappe zämeläse? Wer wil si ufrichten und frei wärde? Wer wil dehinde blybe, wenn dr Arbäiter ufstoht und säit: I bi au no do?

FRAU SCHÖDLER. Was wänd r, was söl das geh? O du myn Troscht, was für es Unglück!

ROBERT. Sträike wäm-mr, Mueter, und äinischt en Hoselupf mache. Luschtig, luschtig, Buebe, das git en Schwinget! So öppis händ r no nie gseh in eusem Hinderwald. (Geheimnisvoll.) S ischt äine cho, Mueter, vo wyt us dr Stadt, de wäis wi s goht. De het ene s gsäit, dene Burschte, wo immer nume Jo säge zu allem und d Fuscht im Sack mache. Use mit dr Fuscht! het er gsäit, und zämegstande! Ihr mäined, ihr seige di erschte, wo s woge? Chömed i d Stadt ie cho luegen und lueged im Dütschland äne! Händ r käini Ohren und ghöred'r nid, was goht i dr Wält? E neuu Zyt ischt iez und öppis anders mues wärde. Wi händ die alten Äiggenosse gsunge? Freihäit, Glychhäit und Brüederlichkäit! Aber wo ischt das hicho? Wo händ si s versteckt, wo gsehnd'r s, wenn'r umeluege? Gstole händ si is das, und iez häißt s luege, wi mr wider zu euser Sach chöme. Nid die, wo z Bärn obe hocken und nid di ryche Here z Züri uß wüsse hüttigstags, was Freihäit ischt. Aber s Volch wäis s und dr Arbäiter isch s Volch. Und wenn si s nid wüsse, so müem-mr ene s zäige. Schrybe chöne mr nid und d Tinten ischt nüt wärt. Aber mit der Tat müem-mr s wyse, d Händ zäme, ufstoh wi äin Ma und säge:

Das ischt Freihäit: de Chopf dörfen ufha.

Das ischt Glychhäit: z ässe für alli.

Das ischt Brüederlichkäit: numen äinerläi Möntsche.

So het er gsäit und so wäm'mr s iez probiere.

FRAU SCHÖDLER (die schon lange vor sich hingeweint hat). He du allmächtiger Gott! – O du allmächtiger Gott!

ROBERT. Was ischt iez do z brüele drby? Fortschritt mues sy, do cha niemer nüt säge drgäge.

FRAU SCHÖDLER. Fortschritt im Tüfel zue! Do het er Freud, wenn si chömen und bredigen und broleten und nid gsehnd, win er ene die lang Nase macht.

ROBERT (nachdenklich). Ir müend s au gspüre, wen i äinischt de dopplet Loh bringe.

FRAU SCHÖDLER. Und bis dar? Was muesi choche, wenn du ekäin Zahltag bringscht?

ROBERT. A dem isch es nonig, wenn ir numen au wetted lose. Und überhaupt, bschlossen ischt no nüt.

FRAU SCHÖDLER. Dänk a d Mueter, Röbi, dänk a dy alt Mueter!

ROBERT. Das ischt mr doch au es Tue das! Wen i nid an ech 'dänkt hätt, i wer mi Seel nümme do. Furt weri scho säbmol, und weri nume 'gange, so weri iez us dem Züg use und chönnt d Bäi stelle win i wett. I lyde s nümme und träge s nümme, das Gchähr und das Zwyer und das ewig Undedure.

FRAU SCHÖDLER. Säbmol hescht aber nid wäge desse furt welle.

ROBERT. Wäg dr Marei, i ha nüt drwider. Aber s äint hilft im andere. Das hätt mr sölle de Wäg zäige.

FRAU SCHÖDLER. Wäg dr Marei hescht welle goh und wäg dr Marei bischt 'blibe.

ROBERT. Was söl das häiße?

FRAU SCHÖDLER. I wil nüt sägen und nüt gsäit ha. Aber gärn gseh tuescht si iez no und wenn si dr s no so schlächt macht und di druckt und drängseliert, bis mr usem Hüsli sind, de hangischt ere glych a dr Schäube.

ROBERT. D Marei druckt und drängseliert mi! Ihr händ wider di fynscht Nase, Mueter. Und de Theophil? De sött dänk de bescht Fründ sy mit mr? He?

FRAU SCHÖDLER. Du kennscht s Wybervolch nonig, Bueb. Wart, bis d äinischt gägem Sibezgische gohscht. Isch si nid vorig do ie cho und het welle wüsse, wi s stand mitem Zeis und öb mr s no lang möge präschtiere? Was het die in eusem Hus inn z tüend, he? Hescht gmäint, si seig wäge dyne cho schmöcke?

ROBERT. Iez hani gnue, Mueter, iez höred uf, wenn r wänd Fride ha.

FRAU SCHÖDLER. Hüttigstags ischt äini usgschämter wo ischt di ander; und fruejhner het me no öppis ufem Wort gha.

ROBERT. Uf mi hätt si no feuf Johr müesse warte. – Si het s wäge desse nid nume guet däne, das wüssed r so guet as i.
(Setzt sich mit gestützten Armen an den Tisch und hört nicht mehr auf die Mutter.)

FRAU SCHÖDLER. S git e Grächtigkäit, i säge nume das und furt wil si di ha, furt abem Grund und em Hüsli. Aber mr tüend s nid, mr heben is, mr löhnd is s nid dewäg mache. Das tuescht mr s Gottswille nid z läid, Bueb, as i do use mues. Sträik mynetwäge, so lang as d wit, nume das nid, Röbi, nume das nid!

ROBERT (für sich). Do nützt s iez nüt meh, z studiere. Öppis mues goh, öppis mues gmacht sy.

FRAU SCHÖDLER (für sich betend). Unser Vater, der du bischt im Himmel – us dem Hus use gohni nid, i dem Hus wili stärke. Gehäiliget werde dein Name – zu uns komme dein Reich – mynen isch und myne mues s blybe. Liebe Häiland, wenn s au de Vatter wüßt!

ROBERT (immer noch für sich). I bin en Burebueb, i ha s no nie mit de Heren ufgnoh.

FRAU SCHÖDLER. Wenn s au de Vatter wüßt – – liebe Häiland, wenn s au de Vatter wüßt – – – wenn s au de Vatter – – –
– (auffahrend) Los, was ischt das?

(Ein Lied erklingt auf der Straße, von ungeschulten Männerstimmen trotzig gesungen.)

ROBERT. Si chöme.

FRAU SCHÖDLER. Wer chunt?

ROBERT. Si sträike.

FRAU SCHÖDLER. O du Allmächtiger – – de Bös, Röbi, de Bös! (Die Mutter will sich an Robert festklammern, er stößt sie weg und steht am Tisch, gespannt horchend. Die Arbeiter halten draußen, man sieht sie durchs Fenster. Schritte im Gang. Beim Eintritt der Männer geht die Mutter langsam, sich scheu umblickend, der Kammer zu. Zwei Arbeiter, wie Robert aus bäuerlichen Verhältnissen, aber mit Spuren der Fabrikarbeit, treten ein. Der erste steht im mittleren Alter, der zweite ist jung.)

ERSTER ARBEITER. Schödler, mr händ agfange, mr wänd de Hoselupf probiere.

ROBERT. Was wänd'r do uß? I dr Fabrik inn müend'r afeh.

ERSTER ARBEITER. Versamlig häm-mr hinecht i dr Eintracht. Morn söl s no gschaffet wärde, aber am Mendig müend alli Rad stillstoh.

ROBERT. Wer het iez das bifole?

ERSTER ARBEITER. De Vorstand mäint, iez seig de rächt Augeblick, iez mues die Aktion ysetze. Hinecht wäm'mr s bschlüße.

ROBERT. Do häm'mir dänk au no öppis z säge drzue.

ZWEITER ARBEITER. Wit du öppe nid, bischt du äine vo dene?

ROBERT. Das hani nid gsäit, aber bsinne wili mi.

ERSTER ARBEITER. Bsinne? Was bsinne? Hescht nid nächti gsäit, iez seig s fertig und usbsunne?

ZWEITER ARBEITER. Wart nume, i wil em scho uf d Spur hälfe. Wäischt worum di de do äne, de Wirt, eso i de Fingere het? Wil er mit de Here dinnen am glyche Säil zieht! Hescht no nie gseh, wi si zuen em i d Herestube hocken und guete Wy trinke? Wägem Wy und wäg de Forälle? Näi, wäge dynen und dym elände Blätzli Land do. Das wer ene grad guet

gnue für d Stroß i di neu Fabrik hindere, wo si wänd ufstelle. Loh si nume machen und Forälle frässe, de gsehsch es denn scho, wenn dr de Wirt dyni paar Tusigi chündt. Do holt de Bartli de Moscht, wenn d's öppe nonig gwüßt hescht.

ROBERT. Wen i sträiken und s fehlt, so näme si mi erscht rächt i d Zange.

ERSTER ARBEITER. Wer säit, es fehl! We mr zämehänd und nid lugglöhnd, so wirscht gseh, wi si s schlucke. Aber nid en äinzige darf uf d Syte stoh.

ZWEITER ARBEITER. Churz und guet, wit oder nid?

ROBERT. So gsprängt wirt s nid müesse sy? I han emel no nüt gsäit.

ZWEITER ARBEITER. Gsäit hani nüt und gsäit wili denn nüt ha! Hescht d Mueter nonig gfroget, öb d dörfischt? Gang doch, spring, mr wänd warte.

(Man hört draußen Lärm und Gesang.)

ROBERT. Hinecht gsehnd'r denn, öb i chumen oder nid.

ERSTER ARBEITER. Dewäg chunsch is nid drus. Nimm Vernumft a, Robärt, und loh di ruehjug lo brichte. Lueg, i bi iez en vierzjehrige Ma, ha Frau und Chind und wäis doch bigott au, für was i uf dr Wält bi. Hescht mi scho ghöre großi Wort mache? Aber was sy mues, mues sy und ewig cha s nid go, wi d Here wänd.

ROBERT (in Seelenqual). Rächt händ'r, tusigmol rächt – – aber i cha nid.

ZWEITER ARBEITER. Denn wäm-mr dr zäige, was *mir* chöne. (Die Faust erhebend, drohend.) Lushund, Jo oder Näi?

ERSTER ARBEITER (den Kameraden zurückhaltend). Mach käini Faxen und heb Ruejh! (Zu Robert.) I chume morn no äinischt, denn wäm'mr eläigge rede.

ROBERT (leise, aber bestimmt). De bruchsch nimm z cho, Häiri, i sträike nid.

(Draußen erhebt sich Gejohle, ungeduldiges Rufen. Der zweite Arbeiter will sich auf Robert stürzen, wird aber vom ersten gehalten und aus der Türe gedrängt. Von außen klingt Geschrei und trotziger Gesang, ein Stein fliegt ins Fenster, dessen Scheiben klirrend ins Zimmer fallen. Robert bleibt zusammengesunken stehen, bis die Arbeiter abgezogen sind.)

Vorhang

ZWEITER AKT

Frau Schödler geht mühsam vom Fenster zum Tisch, Blumenstöcke tragend. Es ist ganz still im Zimmer. Sie steht am Tisch, Blätter und verwelkte Blüten ablesend. Ihren Stock hat sie an die Tischkante gelehnt; mitten in die Stille fällt er zu Boden. Sie fährt auf, wendet sich um.

FRAU SCHÖDLER. Her Jesis, wi bin i verschrocke! (Nun geht sie langsam, furchtsam gegen die Tür und öffnet diese halb.) Ischt öpper do? (Es bleibt still. Sie geht zur Kammertür und sieht in die Kammer, kommt zurück, den Kopf schüttelnd, und spricht für sich.) B hütis Gott vorem böse Find; er geht herum wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge. Het s ächt öppis z bedüte? (Sie horcht auch am Fenster, kehrt wieder zum Tisch zurück und tritt nachher vor die Kommode, über der der Totenkranz ihres Mannes hängt.) Es ischt mr wi vor, es gäb no es Unglück hütt. Es lyt mr in allne Glidere. – – Das Hüsli ischt mynen und us dem Hüsli use gohni nid. – Die Gomode hani i d Eh 'brocht, mynen isch si, die cha mr niemer neh. (Sie streichelt liebevoll das polierte Holz, öffnet alle Schubladen und schließt sie sorgfältig mit dem Schlüssel, den sie zu sich nimmt. Den Kranz betrachtend.) Ätti, lieben Ätti, wenn d s au wüßtscht! Hinecht z Nacht hescht mr grüeft, as i verwachtet bi dra. Wart nume, i chumen au zue dr under de Boden abe, s goht nümm lang, es ischt mr, i gspürs. De wirsch es langwyilig gnue ha eläigge; rüef nume, i chume no so gärn us der böse Wält use. (Sie geht wieder zum Tisch und beschäftigt sich mit den Blumen. Man hört Schritte im Gang.) Öpper Frönder! Her Jesis Gott! (Sie wischt die Augen, blickt zitternd nach der Türe. Es klopft. Sie wagt nicht, Herein zu rufen. Es klopft wieder.) Herein!

AGENT MÜLLER. Gueten Obe, Frau. Ischt de Her Schödler dehäime?

FRAU SCHÖDLER (für sich). De Her Schödler – de Her Schödler! (laut.) Näi, de ischt nid do.

MÜLLER. I bi doch do am rächten Ort?

FRAU SCHÖDLER. Wenn'r zum Robärt händ welle, jo.

MÜLLER. Robert Schödler, richtig. Nid do? I han im doch schriftlechi Mittäilung lo zuecho, i wärd de Obe vorspräche byn em.

FRAU SCHÖDLER (mißtrauisch.) Händ'r öppis welle?

MÜLLER (sich sehr ungeniert umschauend). Das ischt also das Objekt?

FRAU SCHÖDLER. Was ischt das?

MÜLLER. Ischt das das Hüsli, wo sött verchauft wärde?

FRAU SCHÖDLER. Was verchauft? Wer säit öppis vom Verchaufe? Us dem git s denn nüt, as'r s wüßet! Do inn hani gläbt, do inn wili stärke. Niemer bringt mi do use, niemer het s Rächt. Mynen isch und myne mues s blybe.

MÜLLER (erstaunt). Aber Frau Schödler – i ha doch gmäint – me het mir doch Bricht lo zuecho – –

FRAU SCHÖDLER (drohend). Do inn git s käis Gschäft, händ'r gehört und verstande?

MÜLLER (sich behutsam zurückziehend, lächelnd). Aha, so, so – de Her Schödler ischt also nid dehäime, wirt aber bald vo dr Arbäit cho. – Agänt Müller – i seig do änen i dr Wirtschaft, er chön mr nume Mittäilig mache, wen i söl überecho.

FRAU SCHÖDLER (ihm nachrufend). As d mr nümm i Gstuben ie chunscht, Goxöfeliryter galörige! I dr Wirtschaft äne? Do bischt grad am rächten Ort; het di ächt de säb do dure gschickt? Darf er nümm sälber cho, as er settig Spione mues bruche? (Plötzlich aufjammernd.) O du allmächtiger Gott! O du allmächtiger Gott! (Sie sinkt in den Lehnstuhl und weint. Dann steht sie auf und tritt wieder an den Tisch, um in ihrer Arbeit fortzufahren. Man hört Schritte im Gang.)

ROBERT (kommt ohne Gruß. Sein Gesicht ist finster, seine Rede kurz und hart. Die Mutter bleibt am Tisch, ohne sich nach ihm umzublicken). Ischt niemer do gsi?

FRAU SCHÖDLER (brummt etwas Unverständliches).

ROBERT. Öb niemer do gsi seig?

FRAU SCHÖDLER. S ischt emel niemer meh do, wenn d mi nid zellscht.

ROBERT. Ist de Her Müller do gsi?

FRAU SCHÖDLER. De chauscht en jo i dr Wirtschaft äne go sueche.

ROBERT. I dr Wirtschaft? Was het de det äne ztue?

FRAU SCHÖDLER (giftig). Was het de do inn z tue? (Sie tritt plötzlich auf ihren Sohn zu, so daß sie sich an ihm halten muß.) Röbi, Röbi, was wit dyner alte Mueter z läid tue? Muesi uf d Chneu falle vor dr, vorem äigne Chind? Bueb, um s Gottes Barmhärzigkäit wille! (Sie bricht schluchzend zusammen. Robert hält sie und führt sie zum Lehnstuhl.)

ROBERT. Wüßed'r öppis anders, Mueter, as das Glump z verchaufe? Säged mr s nume, was hani no anders?

FRAU SCHÖDLER. Dobbybe, nume dobybe! De Vatter het mr grüeft, i bi bald underem Bode, es ryßt jo an allnen Eggen a mr. Denn chöned'r mi useträge, i säge nüt meh drzue.

ROBERT. Ihr händ guet säge, Mueter. Aber wenn'r gseh und ghört hätte, was hütt 'gangen ischt, so wurded'r anderscht rede. Das chani nümm und das tueni nümm! Mit dr Bolizei händ si müesse cho, as mr händ chönne schaffe, euseren e paar. Z mitzt dur si dure häm-mr müesse Spitzruete laufen und Nämme ghöre, wo mr süscht no käine het 'dörfe säge. D Füscht händ si gmacht und oni Bolizei wer s is übel 'gange. Mäinscht, i häig uf dr Stroß häi dörfe? Si häm-mr ufpasset vorem Dorf und wenn si mi verwüschet hätte – – Wyt obe dure bini am Bärg noh – süscht weri scho lang dehäime. Und iez all Tag dewäg, morn wider und übermorn –

FRAU SCHÖDLER. O Her Jesis Gott!

ROBERT. Rächt händ si, Mueter, und de schlächt Hund mache, das chani nümm und das tueni nümm. Ghündt hani hütt und furt wili, furt is Amerika ie, woni wider de blau Himel darf aluege.

FRAU SCHÖDLER. Und di alt Mueter, Röbi? Chauscht mi nid z Tod schloh und mi verschare, eb d furtgohscht? I bi dr doch überleschtig.

ROBERT. Z erscht göhm-mr i d Stadt ie. Usem Hüsli bringi no öppis use, as mr z läbe händ für dr Afang. Nume de do äne mues es nid ha, nume de nid! Was het dr Agänt do äne z tue?

FRAU SCHÖDLER. Er het gsäit, er warti däne, bis d häi chömischet.

ROBERT. Säged iez sälber, Mueter, hani no d Wahl? Söli doblybe, bis simr d Hütten überem Chopf azünde!

FRAU SCHÖDLER. I säge nüt meh. – Wen iez d Wält undergieng, es wer e Gnad für mi.

(Man hört draußen Stimmen und Schritte im Gang.)

ROBERT. Losed, iez wirt er dank cho. – Chömed, i will ech hälfe. (Er führt die Mutter sorgfältig, mit unbeholfener Liebkosung in die Kammer.)

MÜLLER. Aha, de Her Schödler ischt häicho. Gueten Obe, Her Schödler.

ROBERT. S ischt rächt, as Si chöme. S mues öppis go byn is.

MÜLLER. I ha öppis zue mr gnoh do äne und au das Objekt echly agluegt. Nidwohr, bi dem hindere Nußbaum ischt d Gränze?

ROBERT. Vom hindere Nußbaum bis an Hag und vo dert grad näbem Schopf vüre. Wäm-mr no z erscht use go luege?

MÜLLER. Vilicht spöter, wenn s Ine rächt ischt, Her Schödler. Z erscht were do no Froge z erledige. I ha doch mit *Ine* z verhandle, Her Schödler?

ROBERT. Mit mir, jawohl, mit wem süscht?

MÜLLER (mit komischer Ängstlichkeit sich umsehend). So so, ja ja. Nume, es war do Iri Frau Mueter oder Schwigermueter – –

ROBERT. Das Häimet ischt myne, vom Vatter g'erbt.

MÜLLER. Vom Vatter g'erbt, richtig. Das ischt, was i ha welle wüsse. Si möchten also so rasch wi immer möglich verchaufe?

ROBERT. Verchaufe wili; das heißt, wenn Si öppis Rächts wüsse.

MÜLLER. E vortailhafti Gelägehäit, natürlich. Si wänd wahrschynlich furt vo do, dr Stadt zue.

ROBERT. Emel das Häimet möchti iez absy. Und zwor wer s mr am liebschte, wenn s en Frönden überchem. Wen i do im Dorf wett verchaufe, s hätt gnueg i dr Nöchi, wo d Händ drnoh strecke.

MÜLLER. Also nid in Hier verchaufe. Es vortailhafti Angebot vo uswärts. So etwas chönnti vilicht vermittele. Nur, für moderni Landwirtschaft äignet sich das Ding nicht mehr. Hingäge bringt dr induschtrielli Ufschwung anderi Gelägehäite: Warehüser, Gschäftshüser, Läden und Wirtschafte. Wi mr gsäit wird, söl do im hindere Grundstück beräits e Fabrik usgsteckt sy.

ROBERT. So, das wüsse Si scho? Denn wil ene no grad öppis drzue säge. D Here müend das Hüsli nid ha, as si chönen e Stroß mache do hindere. Grad das darf nit sy, Her Müller.

MÜLLER. Aha, i begryfe, Her Schödler. Ganz wi Si mäine; ganz, wi s in Irem Beliebe lyt. Mr wärde scho etwas anderes finde.

ROBERT. Und no öppis müend Si wüsse; s ist am beschte, mr seige graduse, so verstoht men enand. Uf dem Wäse het myn Nochber, de Wirt Läder, großi Hipoteke. Blybi do und er chündt mr das Gält, so ischt de ganz Bättel syne. Und wenn s hütt de Wirt Läder het, so händ s mornderigs d Here. Das gyget zäme zwüsche dene, wi wenn si ghürote were. Iez, wenn s en Frönde chaufft, so verryßt ene d Säite und s Spil ischt verdorbe. Wäge desse bini zu Ine cho, Her Müller, wil me wäis, as Si s nid mit de Here händ.

MÜLLER. Rächt händ Si, Her Schödler, i cha nid anderscht säge. Und Rächt, as Si mi is Vertroue zoge händ, i danke höflich. Do wil ich Ine gärn behülflich sy. I chan Ine scho iez d

Versicherig geh, daß das innert churzer Frischt söl erlediget sy. Bi myne wyte Gschäftsbeziehung cha das nid fehle. Ich glaube, es chunt mr do en Gschäftsma z Sinn, der mit Freude wird zuegryfe. De wird do vilicht en Arbäiterwirtschaft boue; denn händ Si dem große Her do äne no d Konkuränz vor d Nase gstellt.

ROBERT: A dem lyt s mr nid. S ischt nume, as *er* s nid überchunt, das chönnti nid lyde. (Aufgeregt umhergehend.) Das *mues* nid sy und das *darf* nid sy, lieber wili do uf dem Plätzli verräbten und verrecke, so woher as de Himel überem Ärbode hanget. – Das verstöhd Si nid, Her Müller; s macht nüt, s ischt my Sach, es ghört nid zum Gschäft.

MÜLLER (der den Aufgeregten listig und manchmal lächelnd beobachtet). I begryfe, Her Schödler. Und wahrlich, Si müend z fride sy mit mr, so woher as i dr Agänt Müller bi. (Sich wieder umsehend.) Iri Frau Mueter het also rächtlich nüt z säge drzue, si het käi Atail am Wäse?

ROBERT. I säge s jo, mynen ischt di ganz Sach. Und wägem Prys, das söl denn nid lang Aständ geh. Do wäm'mr bald äinig wärde, Si wüssen iez, was mr d Hauptsach ischt. So natürlich, as beed Tail z fride sind.

MÜLLER. Je mehr Si darin Eggegekemme zäige, umso rascher wirds möglich sy, Iri Wunsch z befridige. Apropos, zwüschen use, wen i darf froge, wi stoht s iez au mit dem Sträik bi Zubler & Cie? Si schaffe nid dert, Her Schödler?

ROBERT. Wo wetti süscht schaffe? Hütt ischt gsträikt worde.

MÜLLER. Si chömen aber vo dr Arbäit iez?

ROBERT. I ha gschaffet.

MÜLLER. Si händ g'arbäitet. Si händ sich nid lo ufwysen und sind Iren äigene Wäg 'gange. Das ischt ehrewärt, das zügt vo Charakter. Und sehr klueg ischt das, as Si nid Händel wänd mit dene Here, bevor di Sach mit dem Hus erlediget ischt.

ROBERT (mißtrauisch werdend). Jo, jo aber – i ha gmäint –

MÜLLER. Si händ gmäint, dr Agänt Müller seig doch wäge syner Arbäiterfründlichkäit bekannt. Ganz richtig, Her Schödler, rächt verstande bin ich ganz uf dr Arbäitersyte. Die berächtigte Forderunge mues me doch anerkenne, durchus und überal. Im einzelne Fall aber, zum Byspil bi Zubler & Cie., do loht si ufpasser, do hätti g'urtailt wi Si und hätt käineswägs mitgmacht.

ROBERT (auffahrend). Rächt händ si, eusi Arbäiter, tusigmol Rächt!

MÜLLER (erstaunt, forschend und unsicher). Käini Mißverständnis, Her Schödler, käini Mißverständnis! Jawohl händ si Rächt, ganz richtig. Wer säit etwas anderes? Aber trotzdem, dr Äinzeln cha syni Gründ ha, wi gsäit – – und um wider uf euses Gschäft z ruggz cho, i hätt no en andere Vorschlag, de wahrschynlich rascher zum Zil fuehrti. Es lyt Ine doch an rascher Abwicklung dr Agelägehäit, nidwohr?

ROBERT. Und das wer?

MÜLLER: I mache ne s Anerbiete, das Wäse sälber z überneh mit dem Verspräche, s i dem Sinn wyter z verchaufe, wi mr abgmacht händ. Das hätt de Vortail, as Si scho hütt us der Sach were, und uf mini Redlichkäit dörfe Si Vertroue ha, das wüsse Si iez.

ROBERT: Das gfallt mr nid – und überhaupt, vo hütt uf morn mues es nid sy. D Mueter ischt au no do und mir ischt di alt Häimet au lieb.

MÜLLER: Si troue mir nid, Her Schödler. I gseh scho, Si händ d Befürchtung, i tet nid in Irem Sinn und Gäischt handle. Mr chönnte das jo vilicht schriftlich im Vertrag formuliere; denn hätte Si e Garantie, wenn das bi myner anerkannte Zueverlässigkeit und Gschäftserfahrung notwändig erschynt.

ROBERT. Ufem Papier hani nüt. Do mache d Schryber, was si wänd und wer underschrybt, ischt verchaufft.

MÜLLER (unwillig). Das ischt e Mäinig, und jedi Mäinig cha faltsch sy.

ROBERT. Und my Mäinig ischt, mr blybe bi dem, wo mr vorig abgmacht händ. Überhaupt, wi gsäit, i hangen a dem Häimet, und wenn s nid müeßt sy, i wurd mi Seel nid dewäg drum handle.

MÜLLER (aufstehend). Mr blyben also bim Alte. Denn chönnte mr iez vilicht use, es Plänli ufneh und is über de Prys äinige, wo Si als Minimum wette feschtsetze.

ROBERT (geht wieder in großer Unruhe auf und ab, für sich murmelnd).

MÜLLER. Wie mäine Si? (Er erhält keine Antwort.) Isch es gfeilig?

ROBERT (am Fenster stehend). Jo, i chume. Göhd Si nume, i chume grad. I mues dr Mueter no gschwind öppis säge. (Agent ab.)

Wen i wüßt – – Wenn s de Sackermänt doch mitem Wirt hät? (Er läßt sich auf die Bank fallen, den Kopf in die Hand gestützt.) Us dem Hus use, won i worde bi und won i gwont bi mynerläbtig! – Gschaffet hani, wer cha mr öppis säge? (Die Mutter kommt aus der Kammer mit verweinten Augen.)

FRAU SCHÖDLER. Isch es fertig? Muesi afeh rume?

ROBERT. Nüt ischt fertig, i cha immer no Näi säge. – – Überhaupt – i säge nid jo, Mueter, i cha nid.

FRAU SCHÖDLER. Was wit denn mache?

ROBERT (nach kurzem Besinnen). Probiere wäm'mr no äinischt öb's nid mitem Schaffe goht. (Die Mutter sieht ihn groß an, hebt mühsam die Hände wie zum Segen. Robert ab.)

FRAU SCHÖDLER. Gott Lob und Dank im höchste Himel obe! (Sie bleibt noch einen Augenblick stehen.)

MARIE (blickt zuerst durchs Fenster, kommt dann scheu zur Türe herein, sieht sich um und legt einen Brief auf den Tisch. Sie bleibt zögernd stehen, wie Frau Schödler aus der Kammer kommt). Nüt für uguet, Frä Schödler, as i nume so ietrampet bi.

FRAU SCHÖDLER. Du myn Troscht, Marei, so lang as I i dem Hüslü inn bi, muescht gwüß s Rächt ha wi euseräis.

MARIE. Hoffetli blybed'r no rächt lang drinn, Frä Schödler.

FRAU SCHÖDLER (mit giftigem Blick). Das gäb de lieb Gott, und hütt isch es emel no euse. Stell ab, Marei, hescht öppe zum Robärt welle?

MARIE. Wen i es Wort chönnt rede mit em, wer s mr nid urächt. Aber er ischt efrage so en Ufprotzige worde gäg mr, i darf en bald nümm aluege.

FRAU SCHÖDLER. Prezys glych het er s mit mir, mit dr äigne Mueter. Lueg, s Mannevolch ischt halt eso, me wäis nie, wo me si darf alänge. Nimm em s emel s Gottswille nid für böses uf, Marei.

MARIE. S goht em böses, gälend Frä Schödler? Wen er numen au wett glaube, as s nid *all* Lüt böses mäine mit em!

FRAU SCHÖDLER. B hütis näi, das mäine mr nid. Worum au? Mr wone jo lang gnue näben enand, as mr wüsse, wi s gmäint ischt.

MARIE. Er sött echly Zuetroue ha, wen em öpper wil hälfe.

FRAU SCHÖDLER. S Zuetroue ha, a dem lyt s. O wi rächt hescht doch au, und lueg, so woher as'i dostohne, all Tag sägi zuenem: d Marei ischt doch no e gueti gäg dr, wenn si scho – jo, jo – churz, e gueti isch si und wenn di di ganz Wält sött verloh –

MARIE. Säged em s nume, s ischt meh Woret drinn, as r sälber glaube.

ROBERT (rasch eintretend, zur Mutter). Furt ischt er, Mueter. Zwor het ers nid welle begryfe, het aghalte und gmäint, s mues absolut sy. Me hätt chönne mäine, s ghei em s gröschts Geschäft is Wasser. (Marie bemerkend.) Jäso, du bischt do. (Sein Gesicht verfinstert sich, er will hinausgehen.)

MARIE. Robärt!

FRAU SCHÖDLER (zu gleicher Zeit). Zu dir wil si, Röbi, dank au. Mit mir het si doch nüt z verhandle. Was goht s mi a, was ihr händ mit enand? (Sie geht in die Kammer.)

ROBERT. Hescht öppis welle?

MARIE. S Gägeteil, i brecht dr gärn öppis.

ROBERT (mißtrauisch). Was ischt?

MARIE (zu ihm tretend, ihn bei der Hand fassend). Robärt, i cha dem Züg nümm zueluege. I mues dr säge, was hütt 'gangen ischt bi eus äne, as d wäischt, was d z erwarte hescht.

ROBERT. So red.

MARIE. Myne wil drs Gält chünde, das ischt en usgmachtis Sach.

ROBERT. Das wirt dank si Zyt ha.

MARIE. Hütt no, Röbi, wenn d mr no öppis wit glaube.

ROBERT. Hütt no, hütt? – Wohar wettischt du das wüsse?

MARIE. I säg dr, was i wäis, was i gseh und ghört ha; mach denn drmit, was d wit. De Theophil het hütt wider en böses Tag, de wäischt jo, win er ischt, vor dir bruchi mi nid z verstecke. Am Morge het er trunke, s sind Here do gsi und händ lang verhandlet mit em, und sider fahrt er im Hus umenand win es gchrüselets Hornussi. S het mr welle sy, s seig öppis wäge Gält, aber gschyt worde bini nid drus und froge hani nid dörfe. Vorig ischt do dr Agänt däneghocket, het gsäit, er warti uf di, het ums Hüslü umegredt und das und säb welle wüsse. De Theophil het bald duß gha, as er bstellt seig und het em es Bott to. Do uf dys Hüslü, Robärt, eb s nume verchauft gsi ischt! Aber de Schryber ischt au nid uf de Chopf gheit, het Usflücht gha und Äxgüsi und het doch nid Jo und nid Näi gsäit. Do nohär ischt Mynen uf und ab i dr Herestube, het wider gschwätzt vor em ane und gwüetet und trunke. Won i äinischt iechume, stoht er vor mi ane: Jez isch fertig do äne, säit er und het mr uf d Auge gluegt, wi wenns *mi* agieng.

Was ischt fertig? worum? hani gfroget. Use mues er mr! fahrt er uf. Hätt em nume scho lang gchündt, dem Schlycher! Was er no gfluecht het, cha dr nid säge; aber Ärnst isch's em, süscht stiendi iez nid do, glaub s nume. En Rot ha dr, das isch s äinzig: Bring em Gält dure, was d grad do hescht, as s em di erscht Wuert nimmt. Sid ere Zyt het er s eso, wen em bars Gält under d Auge chunt, längt er drnoh und cha alls drob vergässe. Und den isch es doch wider, wi wen er s nüt eschtimierti, er lohts ligge, wo s ieders Chind cha verwütschen und ufgschribe het er scho lang nüt meh. I verstoh i Gotts Name nid, was alls z bedüte het. Aber as s dr an Hals goht, das wäisi. So han en no nie gseh wi hütt; ums Gotts Wille, bring em, was d hescht, und versprich und verschwör di, süscht isch es am Änd mit dr.

ROBERT (höhnisch). Bring em, was d hescht! – Bring em s nume! – Nüt hani, nid sövel.

MARIE (ihn bei der Hand fassend und gegen den Tisch ziehend). Do, Röbi, do het s jo Gält! Lueg doch nume, es lyt jo scho lang do.

ROBERT. Was ischt das? – Wi chunt das do hare?

MARIE (mit feinem Lächeln). Usem Himmel oben abe.

ROBERT (zitternd die Noten in der Hand haltend und zählend). Hundert – zweu – drü – vier – feufhundert. – Wo hescht du das Gält har, Marei? – I ha doch gsäit – de wäisch doch – i wil käis Gält vo dr, nüt wili us euem Hus use.

MARIE (leise). I ha s au nid vergäbe, de darfsch es scho neh vo mr.

ROBERT (läßt noch immer die Noten durch seine Hand laufen, in schwerem Kampf. Dann wirft er sie plötzlich auf den Tisch). Wen i aber nid wil? Wenn dr zum letzte Mol säge, as i käin Lump und käin Bättler bi?

MARIE (mit Tränen bittend). Röbi!

ROBERT. Zwüschen eus stoht no öppis anders, de wäisch es so guet as i. – Lueg mi nid so a, de bringsch es nid fertig.

MARIE. Was stoht den iez no zwüschen is, du?

ROBERT. *Es brochnigs Wort*, wenn d's äinisch graduse wit wüsse.

MARIE. Wen i s aber wil guetmache? Wen i wäge desse do inn stoh und dr ahalte?

ROBERT (auflachend). Guetmache? mitem Gält? – Worum nid, s ischt wohr, de bischt jo rych worde.

MARIE. Das hani iez nid verdienet.

ROBERT. Marei, mr wänd Fride ha, i bi nid vergäbe drüedryßgi worde sider. Nimm dys Gält und loh mi lo machen und räble win i wil. (Er geht ans Fenster, hinausblickend.) Los du, dyne, de Theophil! Was ischt mit em, was het er? So han en no nie gseh.

MARIE (angstvoll um sich blickend). Was tuet er? Was macht er? – Er chunt doch nid do dure? (Man hört Lärm, Stimmen, darauf Schritte im Gang. Sie will zuerst in die Kammer fliehen, besinnt sich dann und bleibt stehen, entschlossen, aber zitternd.) Was cho mues, mues cho. (Sie wirft eine Zeitung auf das Geld, das auf dem Tische liegt. Robert steht mehr gegen die Türe hin?)

THEOPHIL LEDER (angetrunken, in kaum verhaltener Erregung). Ischt de Müller Agänt nümme do?

ROBERT. Was wit mit em?

THEOPHIL. Do ha sött en, do vor mr zue, as em mit de Füschte chönnt zäige, was er ischt.

ROBERT. Zu dem chunsch z spot, er ischt scho lang furt. Was ischt mit em? (Frau Schödler kommt aus der Kammer, sie bleibt erschrocken an der Türe stehen.)

THEOPHIL (Marie erblickend). Was tuescht du do äne?

MARIE (leise, zur Erde blickend). I ha öppis z tue gha, d Frä Schödler wil mr öppis verchaufe.

FRAU SCHÖDLER. E wi gseht s aber au us in euser Gstuben inn! Wer hätt aber au 'dänt, as Her und Frau Läder hütt do iechemel! Stelled ab, Her Großrot, es goht fürs Umestoh.

THEOPHIL (zu Marie). Mach iez und lueg, as öpper i dr Wirtschaft ischt! (Zu Robert.) De Müller ischt doch do gsi. Was het er welle?

ROBERT. Er ischt scho lang furt. Er het gmäint, i sött em abselut das Häi-met verchaufe und het to win en prellte Jud, as er s nid übercho het. Fallt mr doch nid y, solange i gsundi Glider ha und cha schaffe. So lang, isch s mr, sötti au chönne zahle, was mi choscht.

THEOPHIL. Hescht em s nid 'geh, uf Ehr nid? De hescht en doch bstellt gha.

ROBERT. Furt ischt er, mr händ nid ghandlet.

THEOPHIL. Das ischt rächt vo dr, das hätti nid 'dänt. Dere frönd Raubvögel bruche mr nid in eusem Dorf inn, und das ischt erscht no en Sozi, äine vo de schlimmschte. Und denn, Schödler, wen äine s Rächt druf het, so isch es mi, as d mr das nid vergisicht. Vergäbe wili nid de Guet gmacht und Gedult gha ha, won i hätt chönne s Rächt verlange. Da säg dr, as d wäisch, wora as d bischt.

ROBERT. Bis iez hani richtig zeiset und s nechscht mol wird s dank au no länge.

THEOPHIL (zu Marie). Bischt du iez immer no do? Was hescht du do z lose?

MARIE (mit erkämpfter Festigkeit). I möcht iez au äinisch wüsse, was goht zwüschen euch beedne. I hätt scho lang es Rächt druf gha.

THEOPHIL. Das sind Manneschäfti, do hescht di du nid dry-z müschle.

MARIE. Do blybi iez, i han au en Wille.

FRAU SCHÖDLER (flüsternd zu Marie). Her Jesis, Marei, gang doch! Gang doch um Gotts Wille!

THEOPHIL (sie wütend anblickend.) Wart nume du! Das het me drvo, we men es arms Mäitli usem Dräck use zieht. – Ais chauscht no wüsse, wäge myne: De Müller het mr Gält gstole – (Marie tritt erleichend zurück.) I dr Herestuben isch es glägen imene Briefumschlag und won i gschwind use bi, mues er s verwütscht ha. I chan em s bewyse, öpper ander ischt nid im Hus gsi hinecht de ganz Oben und i dr Herestuben erscht rächt nid. Gstole, blutt ewägg gstole, Schödler; i chönnt en verwürge, wen i en do hätt.

ROBERT. Er ischt mr vo Anfang a nid suber vorcho; aber das hätt em glych nid zuetrouet.

THEOPHIL. Und do überen ischt er cho mit; i wäis s, i ha s gseh, as er do ie ischt. Du wirscht mr müesse Züge sy, was er gsät und gmacht het, und s chunt dr wohl, wenn d chauscht säge, de wüssischt nüt drvo.

ROBERT. En Schölm bini no nie gsi! So woher as i dostohne, i wäis nüt vo dem Gält, i ha das Gält niene gseh.

FRAU SCHÖDLER. E aber au, aber au, eso öppis! O Her Jesis, was für es Unglück!

THEOPHIL. Um so besser für di, Schödler. Wer säit öppis vo dem? Aber bis froh, as d nid ghandlet hescht mit so aim. Son en verdammte Schlycher, wo bi jedem zweute Wort d Ehrlichkäit im Mul het und rede will win en Glehrte! Und denn dewäg! Hänke sött me so äin; hätte mr nume de Galge no ufem Hübel hinde, wo se si fröhner ufknüpft händ! Do händ si no gwüßt, was Grächtigkäit ischt; do het's no ghäiße: Wer stilt, was en Strick wärt ischt, mues dra hange und zwüsche Himmel und Ärdbode verfulle. So händ s ene s gmacht, Schödler, di Alte; aber z verschräcke bruchscht wäge desse nid, es goht di jo nüt a.

MARIE (mit tonloser Stimme). Wivil Gält isch es gsi, Theophil?

THEOPHIL. Feufhundert Fränkli, i säge s jo, imene Briefumschlag.

ROBERT (in höchster Erregung auf Marie blickend). Wivil?

MARIE. De muescht niemer faltscher im Verdacht ha. I ha s gnoh, Theophil.

THEOPHIL. Was? – Was het das z bedüte?

MARIE. Tue doch nid eso; i ha s'brucht für d Hushaltig.

THEOPHIL. Feufhundert Franke? I d Hushaltig?

MARIE. I säg dr s denn däne. Iez tue doch nid win es Uvernünftigs. S Schödlers wärde nid müesse mäine, dy Frau näm, wo si nüt verlore het.

THEOPHIL (mühsam sich beherrschend). Guet so, iez mach, as d übere chunscht.

(Marie geht gegen die Türe, bleibt aber hinter ihrem Manne stehen, die Blicke auf den Tisch gerichtet.)

Mit dir hani no z rede, Schödler. S sind bös Zyte, i cha dr s säge, au für euseräin. Und as i lang Gedult gha ha, das wirscht mr müesse zuegeh. Aber iez chani mi Seel nümm anderscht, i mues das Gält ha, gang s wi s wel. I wil dr s grad use säge; won i iecho bi, ha dr welle chünde, alls uf äinisch. Jez wil d nid ghandlet hescht mit em Müller, dem Zuchthüsler, wili s halbiere. Aber s Halb muesi ha, de wirscht müesse drum luege.

(Robert ist über diese Eröffnung auf die Bank hinter dem Tisch gesunken. Der Wirt ist immer näher getreten und hat zuletzt die Hand auf die Zeitung gestützt, unter der das Geld liegt. Marie folgt ihm auf den Zehen in höchster Angst, während Robert die Zeitung festzuhalten sucht. Wie Theophil mit der Hand eine Bewegung macht, fällt der Geldbrief zu Boden, Marie stößt einen Schrei aus, er wendet sich um, aufbrausend im Zorn, sie noch da zu sehen. Unterdessen bückt sich Robert nach dem Brief und steckt ihn in die Tasche.)

THEOPHIL (zu Marie). Immer no do? – He du verd... Iez wäm'mr doch luege – – – (Er dringt auf sie ein, die zurückweicht.) G hörscht du *do* hi oder g hörscht zu eus übere? Isch es nid gnuet, as d em nohlaufscht, wen i furt bi, und mi zum Gspött machscht vorem ganze Dorf? Muescht no cho, wen i sälber do bi?

ROBERT (ihm von hinten in den Arm fallend). I hulf Ruejh ha do inn, i *mim* Hus!

FRAU SCHÖDLER (die schon lang das Spiel mit Gebärden begleitet hat). Hand ewägg, Röbi, um Gotts Wille! S ischt nid euses Spil, es goht is nüt a.

THEOPHIL (zu Robert). I *dym* Hus? So, Hühler, was het denn my Frau drinn z tue, he? Wo schlüfed'r ame zäme, ihr zweu subere Tierli, wo? Do, i *dym* Hus, i dem Stal inn, wo si highört hätt? Iez wäisi s äinisch, iez gsehn i s äinisch, iez brucht mr s käin Chnächt und käi Magd meh cho i d Ohre z chüschele. Aber iez müend'r s au wüssen und erfahre, as i nid blind bi. (Reißt sich von Robert los und stößt seine Frau weit von sich, daß sie gegen die Wand taumelt.) Huer!

(Marie lehnt an der Wand, verbirgt das Gesicht in den Händen.)

ROBERT (vor Theophil hintretend). Iez, no äinischt: Fride do inn, süscht hesch es mit mir z tue!

FRAU SCHÖDLER. Röbi, ums Gotts Wille nid! Loh si mache, s ischt nid eusi Sach.

THEOPHIL (vor Robert zurückweichend). S wirt immer besser, s wirt immer luschtiger. Nimm si doch dert, si ischt jo scho lang dyne!

(Robert will sich Marie nähern.) Wit si lo sy oder nid? Mit mir chunt si, zu mir dure ghört si. Marsch iez, häi mit dr! Und dir wili denn säge, was mit dem Gält mues goh.

FRAU SCHÖDLER. Iez sim'mr verlore, o du allmächtiger Gott! Uf d Chneu abe, Röbi, uf d Chneu abe!

ROBERT (nach einigem Besinnen). Das wer also dy Mäinig? Für das bischt mr is Hus ie cho? Iez wäisi doch äinischt, wora – i ha s jo scho lang gwüßt. Und iez mues s aber au ganz fertig sy, mit beedne, verrissen und abto, abto und vergässe. Mit euem Hus wili nüt meh ha. – Do! mached iez sälber us, was'r händ mit enand, ihr zweu! (Er wirft den Geldbrief dem Wirt vor die Füße. Marie bricht zusammen, rafft sich wieder auf und flieht aus der Türe.)

THEOPHIL (den Brief aufhebend). Was ischt das? Was söl das? – O du verdammte, verfluechte – – *Das* ischt die Hushaltig, do ischt das Gält hicho! (Er eilt hinaus, man hört Lärm und Geschrei.)

FRAU SCHÖDLER (auf die Knie fallend). Hergott hilf! Hergott hilf!

ROBERT (bleibt zuerst stehen, erschreckt nach außen horchend). Was fällt em y? – Im Tüfel ischt alles zuez'troue. – D' Marei! – D' Marei lohscht mr am Läbel! (Er eilt hinaus.)

FRAU SCHÖDLER (am Fenster). Röbi, Röbi, nüt Böses! Iez – er uf en dar – si händ enand – si töden enand – lueg nid, Hergott, heb d Auge zue! – (Man hört einen dumpfen Fall und Verstummen des Lärms.) Do fällt er – do lyt er, grad uf dr Pfluegschar – wenn s dem nid de Ruggge verbricht – B hüetis de Hergott vorem böse Find – aber rächt gscheht s dr, rächt; de hesch es nid anderscht um is verdient.

Vorhang
DRITTER AKT

Zwei Monate später. Marie und ihre Kinder tragen schwarze Schürzen als Zeichen der Trauer. Die Stube ist leer. Dämmerung. Man hört, daß die Haustüre geöffnet wird, dann leichte Schritte im Gang.

MIGGI (sich schüchtern umsehend). Mueter! – – Mueter!

MARIE (noch in der Kammer). Jo.

MIGGI. Wo bischt au?

MARIE (heraustretend). Bst! – Mach lyslig, wäischt, d'Frä Schödler ischt chrank und cha das Glärm nid ha. Was ischt?

MIGGI. Mr händ gar nid gwüßt, wo d'bischt.

MARIE. Ihr dumme! I chume jo grad wider. – Los, gang häi und säg im Elise, es söl dr e Fläsche Wy geh, roten alte hinder dr Öpfelhur.

(Miggi ab, Marie scheint in großer Unruhe zu sein. Sie geht ans Fenster, mit sich selbst sprechend. Dann kehrt sie zur Kammer zurück und führt Frau Schödler heraus, die sehr zusammengesunken erscheint und nicht mehr allein gehen kann. So lange sie auf der Szene ist, kommt sie deshalb nicht mehr aus dem Lehnstuhl.)

MARIE. Isch ech nid echly besser uf, Frä Schödler?

FRAU SCHÖDLER. De Schnuf, Marei, dr Oten und s Härz! Es het mr halt gar ufs Härz gschlage.

MARIE. Im Stuehl isch es vilicht ringer as das ewig Ligge. (Sie geht wieder ans Fenster.) S chönnt hinecht no cho wättere. Wenn s nid so spot wer im Johr, i säitti, s häig Hagel im Gwülch.

FRAU SCHÖDLER. Isch es scho am Ynachten oder händ myni Auge dewäg ab'geh?

MARIE (vom Fenster zurückkommend). *Was* mäined'r?

FRAU SCHÖDLER (für sich). O wi feischer! – S feischeret innvör und feischeret ussevör und feischeret langsam bis under de Boden abe. (Plötzlich laut rufend.) Marei!

MARIE (neben ihr). Do bini, do stohni jo.

FRAU SCHÖDLER (sie krampfhaft an der Hand fassend). Do bischt, do. – Es förcht mr eso, wen i elägge bi.

MARIE. I blyben iez nochly byn ech. Ir müend nid Angscht ha.

FRAU SCHÖDLER Du, Marei, säg iez äinischt, isch es ächt au so feischer underem Bode? So feischer as z Nacht am Ais, we men all Schalisiläde zuehet?

MARIE. Was reded'r au immer vom Stärbe? Ir sind doch iez emel nonig a dem.

FRAU SCHÖDLER (leise betend).

Wenn ich einmal soll scheiden,

So scheide nicht von mir.

Wenn ich den Tod soll leiden – –

MARIE (wieder am Fenster). Er chunt nonig.

FRAU SCHÖDLER. Hesch du öppis gsäit?

MARIE. Er chöm nonig, hani gsäit.

FRAU SCHÖDLER (auffahrend). Jä chunt er hütt?

MARIE. Hütt sött er cho, süscht het s gfehl.

FRAU SCHÖDLER. He du allmächtiger Gott, si wärde doch nid! Aber d Wält ischt schlächt, i has immer gsäit, Marei. Es ischt käi Grächtigkeit meh, es ischt nümm wi ame.

MARIE. Si chönen em nüt tue, si müend en lo goh, händ nume nid Chumber, Frau Schödler.

FRAU SCHÖDLER. I glaube s nid, bis en do ha. – Wen er do inn stoht und säit: Mueter, do bini, si häm-mr nüt dörfe tue, denn glaubis. O Her Jesis, häilige Häiland, wer hätt au a so öppis 'dänkt? – I gsehn en nümm, Marei, de chauscht em denn no d Hand geh vo mr, wen er wäinisch chunt. Aber du wirscht dänk iez au nüt meh welle ha mit em.

MARIE. Ihr tüend au immer, wi wen er s mit Flyß gmacht hätt. Es Unglück isch es gsi, das hani züget und gschwore vorem Richter und do stohni iez no drzue. Am Hals het er en packt, won er uf mi los ischt win en wüetige Stier, gäg dr Schür dure het er en gstoße, as i ha chönne flich. Do ischt de Theophil gstürchlet am Abwehrstai näbem Tennstor und hindertsi umgfall, uf de Pflueg ischt er gfallen und het dr Äkte verboche; was cha de Robärt drfür? Wer het s gseh wede i und cha säge, es seig anderscht 'gange?

FRAU SCHÖDLER. Das sägi jo au, Marei. Und wenn s du nid wit ha, was chöne si sägen i dr Gstadt inn? Säg du, was chöne si drwider ha? Und wenn s e Grächtigkeit ischt – – – O mys Härz! O Hergott, wi muesi au lyden und räblen und ha doch mynerläbtig nüt Böses gmacht. I ha niemerem d Sach gnoh, es cha mr niemer nüt nohsäge.

MARIE. Wartet iez nume, bis de Robärt häichunt, es wirt ech denn scho wider besser, wenn'r die Freud erläbe.

FRAU SCHÖDLER. I gsehn en nümm, i ha s Zuetroue nid.

MARIE. Und i wäis, as er chunt. Es wirt hoffetli niemer mäine, i häig en faltschen Äid to. Wen er nid chem – hütt no giengi i d Stadt ie und säitti no äinisch, was i gschwore ha. I d Ohren ie wett ene s brüele: De Robärt ischt uschuldig! Mueter, ir müend en wider ha, eue Bueb, i versprich ech s. Vo mir müend'r en ha, i han en grettet, mynen ischt er, i chan en geh, wem i will. (Ins Dunkel starrend, immer aufgeregter, nur noch für sich sprechend.) Es ischt mr, i gsäch en, i gsehn en dur d Feischteri und dur d Mure dure. Lueg, win er lauft uf dr Stroß, win er d Arme verrüehrt! Frei bini! rüeft er, as d Lüt zämlaufe. Frei! Wen äine zwee Monet i dr Chef'i gsi ischt und wäis, es goht uf Läben und Tod. Und denn under-äinisch käi Tür meh vor em, käini Mure meh um en ume, käin Rigel, käi Chefiluft! Frei! – Jez lauft er, iez chunt er. O häilige Freud, wen i dörft warte, bis er do ischt!

FRAU SCHÖDLER. Es ischt eso feischter, Marei.

MARIE. Jo, es ischt feischer, i wil ech iez Liecht mache. (In jubelnder Freude.) Liecht müend'r iez ha, Mueter, as'r gsehnd, wi s goldig Glück usem Himel obenabe chunt. (Sie zündet die Lampe an.)

FRAU SCHÖDLER. Was säischt au, Marei, de redscht eso lyslig?

MARIE. Häiter mues iez wärde, wi we mr do im schönschte Tanz- und Freudesaal were. (Sie zündet noch einige Kerzen an und verteilt sie im Zimmer, stellt dann einen Strauß leuchtender Asten auf den Tisch. Frau Schödler in die Ohren rufend.) De Röbi chunt häi, Mueter, händ'r denn nid au Freud?

FRAU SCHÖDLER (auffahrend). De Röbi? Wo? Wo ischt er?

MARIE. Wartet iez nume, i wäis, as er chunt. I goh iez übere, i ha s Chind gschickt go e Fläsche Wy hole, aber das ischt guet no m Tod schicke. I bring ech s denn no gschwind dure – vilicht – wen er nonig do ischt. (Marie geht hinaus. Frau Schödler versucht zuerst aufzustehen, sinkt aber kraftlos zurück.)

FRAU SCHÖDLER. I cha nümm – es ischt i Gotts Name nüt meh mit mr – – Häiliger Gott – – barmhärziger Häiland – – Häiland – – (Sie läßt den Kopf auf die Brust fallen und schlummert ein. Schritte im Gang.)

ROBERT. Gueten Oben, und do weri wider.

FRAU SCHÖDLER (im Schlaf murmelnd). Jo – – – Jo.

ROBERT (sich über sie beugend). Mueter!

FRAU SCHÖDLER (aufwachend). Röbi! – E du myn Troscht, und i ha gschlofe! – Händ s di lo goh, händ s di wüchli lo goh?

ROBERT. I bi freigsproche.

FRAU SCHÖDLER. Hergott, myn Hergott, Dank häigisch tusigmol im Himmel obe! Ame. (Sie versucht wieder aufzustehen.)

ROBERT. Was händ'r, Mueter?

FRAU SCHÖDLER. I cha nümm. Mys Härz, Bueb, mys Härz, i bi chrank gsi, de wäischt nid wie. (Mühsam sprechend.) Aber s chunt iez denn scho besser.

ROBERT. Chrank sind'r? Wer het ech denn ghulfen und Liecht gmacht? (Die Kerzen erblickend.) Und dewäg do? Was ischt das?

FRAU SCHÖDLER. D Marei. Si ischt e gueti, de glaubsch es nid.

ROBERT. Ir hätted öpper ander chönnen astelle.

FRAU SCHÖDLER. Wer? Säg wer? Und die ischt vorem sälber cho, i han ere nid bruchen azhalte.

ROBERT. Hüttemorge hätti nonig 'dänkt, as i hinecht do seig.

FRAU SCHÖDLER. S git e Grächtigkeit, hani s nid immer gsäit, Röbi?

ROBERT. Grächtigkeit? Was wüessed doch ihr, was Rächt ischt? I han amen au gmäint, i wüß es, aber iez bini anderscht 'brichtet. Öb dr Aflikat es guets Mul het, uf das chunt s a vor Gricht, so vil hani iez glehrt und verstande. Wen alls wohr wer, was myne gsäit het vo mr, so weri en Häiligen und chönnt mi lo abätte.

FRAU SCHÖDLER. De hescht emel immer gfolget. S cha niemer säge, as me di nid zum Gueten aghalte häig.

ROBERT. Jo, nume z brav bini gsi, ganz anderscht as ihr, Mueter. Käis Würmli hätti vertrapet, aber drfür au nie zue'griffe, won es Glück am Wäg glägen ischt. Bis i mi bsunne gha ha und im Gwüssen en Brief gschrib, ischt zwänzmol en andere vrby und het s ufgläse. S Gwüssen ischt di schlächtischt Lättere, wen äinen obsi wil.

FRAU SCHÖDLER. Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Het s nid de lieb Häiland sälber gsäit?

ROBERT. Aber iez wäisi au, wi s goht. Iez hani s ghört, und zwor vo de Heren und Gstudierte, wi si vore schlacken und hinde byße, wi si s Rächt im Mul händ und de Vortel i de Gedanke, wi men us dr schnuergredschte Woret e zähmol verdräiht Lug macht. Iez söl käine meh cho und säge, i seig z dumm und z ehrli zum Rychwärde.

FRAU SCHÖDLER. De redscht aber au vom Rächt und Woretverdrähje! Isch dr nid guet 'gange vor dene schlächte Richtere und hescht nid Grächtigkeit gfunde byn ene?

ROBERT (auflachend). Grächtigkeit? De Nochber hani z todgschlagen und laufe frei i der Wält ume!

FRAU SCHÖDLER. Röbi, Röbi, käi Sünd! Um Gottswille, so redt me doch nid! Gottes Hand het di bhüetet. Het nid d Marei en Äid to, wer cha denn drwider sy?

ROBERT. Äid hi oder här, uf de chunt s mr nid a. Was i sälber wäis, a dem muesi mi hebe. – Und a dem *chan* i mi hebe. Züge bruchi käini, wen i wil wüsse, as i uschuldig bi. Hani nid sälber es Gwüsse? (Er läßt sich schwer auf die Bank hinter dem Tisch fallen. Pause.) Han ech verschreckt, Mueter?

FRAU SCHÖDLER. De chauscht äim aber au Angscht mache.

ROBERT. I bi müed und sturm im Chopf. Sind iez z friden und mached ech käini Gedanke!

FRAU SCHÖDLER (mühsam, leise). Isch dr nid au, es feischeri efange? Chönnt me nid Liecht mache?

ROBERT (besorgt). Ir händ jo Liecht. Was ischt? Was händ'r?

FRAU SCHÖDLER (schwach). Mys Härz! – O mys Härz! Chönntischt mr nid is Bett hälfe?

ROBERT. Söli dr Marei rüefe? Die cha besser gschire mit ech as i.

FRAU SCHÖDLER (sehr mühsam). Jo – – d Marei! Näi – wart – los no – – lueg dert – – lueg! (Mit äußerster Anstrengung sich aufraffend, heiser ausschreiend.) De Bös – – dert im Egge! Wer wil er von is, di oder mi? – – Lueg, lueg – – o, win er rasslet und schnufet – – Auge wi Pfluegsredli – – mys – – mys – – Härz – – (Sie sinkt zusammen.)

ROBERT (hinauseilend). Marei! – – Marei! (Es bleibt ganz still. Die Lichter brennen hell. Nach kurzer Zeit kommen Marie und Robert herein, leise.)

MARIE (der Kranken die Hand auf die Stirne legend). Wi goht s, Mueter Schödler?

FRAU SCHÖDLER (kaum hörbar). Jo – – – – – Jo – –

(Sie tragen sie auf dem Stuhl in die Kammer. Zuerst Robert, später Marie kommen zurück.)

ROBERT (indem er die brennenden Kerzen wegnimmt und den Strauß auf die Seite stellt). Das chani nid lyde – – furt mit dem, furt, furt! Was söle die Bluemen um mi ume?

(Er setzt sich hinter den Tisch und stützt den Kopf in die Hand. Seine Augen gehen irrend umher und bleiben schließlich an der Kammertüre hängen. Marie, aus der Kammer kommend, bleibt vor der Kommode stehen, ohne Robert anzusehen. Während kurzer Zeit bleibt es still zwischen

den beiden.)

ROBERT. Was mäinscht wäg dr Mueter?

MARIE. S cha sy, si überhaut s no äinischt. Scho nächst isch es fascht glych gsi. Jez schloft si und schnufet wider fascht win es Gsunds.

ROBERT. Dank häigischt denn, as d ere gluegt hescht! I ha nid emol gwüßt, as si chrank ischt.

MARIE. Guet Nacht. Rüef mr denn, wenn s öppe sött bös goh.

ROBERT. Blyb iez nochly do, es ischt mr, mr hätte no z rede mitenand. – (Marie schweigt.) Wi stoht s iez bi euch äne?

MARIE. Worum? Was mäinscht?

ROBERT. Und do, wägem Hus und de Schulde, was mues iez goh?

MARIE. I ha nüt z säge drzue. D Chind müesen en Vogt ha, häißt s, de wirt denn scho wüsse, wo dure.

ROBERT. Und i mache, as i furtchume, lieber hütt as morn. Aber i mues dr no öppis abbätte vorane.

MARIE. As Vergangnig söl me nid rüehre. Was wit iez alls wider vüreryße?

ROBERT. Für mi isch es nid vergange. I *mues* rede, süscht wurget s mr d Seel ab. Du hescht mr Gält 'brocht, und i ha di verrote.

MARIE. De hesch es jo guet gmacht, bischt mr nid z Hülf cho?

ROBERT. Und ha dr de Ma – – – lueg, wen i scho uschuldig bi – – –

MARIE. Robärt, wenn s doch äinischt mues grede sy, so wäm'mr enand nid alüge. D Lüt händ es Wäse gha und 'briegget, as d Bäch gloffe sind – – aber numen i wäis, was das Hus für e Höll gsi ischt und iez für es Paradies, as *er* nümme do ischt. – Und iez chani und wili nümme drglychetue. Zweek Monet bini schwarz gsi ussevör und heluf innevör – – das ischt iez fertig – D Lüt söle mira danken und s Mul offha: iez wili sy, win i bi und wi s mr ums Härz ischt. (Sie reißt sich die schwarze Schürze ab.) Und *dir* hani s z verdanke, Robärt, das säg dr iez au no grad – wenn d scho nüt hescht chönne drfür.

ROBERT (der ihr mit großem Erstaunen zugesehen hat). Nüt drfür chönne?

MARIE. Wenn d scho käin böse Gedanke gha hescht. – –

ROBERT. Käin böse Gedanke? (Aufstehend und hart vor sie hintretend, aber mit abgewandten Augen.) *Und i säg dr, töde hani en welle.*

(Marie weicht vor ihm an den Tisch zurück, halb erschrocken und halb erwartungsvoll blickend.)

ROBERT (nach einer Pause, aus großer Seelenqual heraus). Jez wäischt, worum as i furt wil.

MARIE (nach einer neuen Pause, leise). Worum hescht das dinne nid gsäit?

ROBERT. Wenn si nid sälber so gschydt sind? Hätti sölle säge: Sind um Gotts Wille so guet und tüem'mi is Zuchthus? – Wäischt, *worum* as en tödt ha?

MARIE (erschrickt).

ROBERT. Verschrick nume, aber uf dr faltsche Gspur bischt doch. De wäischt jo, win er mi 'druckt het. S ischt mr immer gsi, dewäg wärde d Landvögt di alten Äiggenossen agluegt ha, wen er a mr verby ischt. De wäischt, win er mr s Säil um de Hals ume gläit het und d Here sind hinder em gstande: Zieh zue, zieh zue! Aber das wäischt nid und chauscht dr s nid usdänke, was so mene Halberghänkten i dr Seel umewüehlet, wen er nid wäis, i welem Augeblick as em d Läteren under de Füezen ewägg goht. Und denn, wenn si uf äin Schlag d Wält umchehrt und dr ander hanget oben und du hescht s Säil i de Hände! Wi s dr den i d Händ vürefahrt und de Rachgäischt ufgumpet i dr Seel inn, das hescht no nie erfahre.

MARIE. Also wäge desse hescht en tödt?

ROBERT. Was säittischt drzue? Wi chem dr vor dewäg?

MARIE (nach einer Besinnungspause entschlossen). Röbi, worum mache mr iez wider Versteckigs vorenand? (Leise.) I wil dr hülfe, wenn d s nid sälber chauscht säge. Wäge myne hesch es gmacht.

ROBERT. Dynetwäge! Worum sötti s ablaugne? (Weich.) Zäh Johr hani s verdruckt und verwurget, aber traumet hani all Nacht vo dr, Marei, und ha di so lieb gha wi vor und eh. (Geheimnisvoll.) Und äinischt bini durs Holz dure gloffe; es ischt mr gsi, es seig Nacht, chuume het men en Stamm möge gseh und do und dert en giftige Schwumm i de Büsche. Gsuset het s abem Bär und s Wätter ischt wi di wild Jagd ob de Bäume noh gfare. Denn wider ischt e schöni Tanzmusig cho, aber wyt ewägg. I dr Eintracht, hani 'dänkt, dert het de Schödler Röbi Hochset – i ha s doch gwüßt, i hätt doch au sölle drby sy. Jäso, hani 'dänkt, i bi jo de Röbi, was tueni denn do im Holz uf? D Marei wirt danke – – Denn wider s Wätter ob de Bäumen und d Füchs händ 'bulle. Do lyt öppis vor mr zue i de Tannlene, hert am Wäg. Rot het s zündt und e gspässigi Form gha. Won i gryfen und luege, isch es de Theophil, Bluet uf dr Stirnen und d Chleider vorabe voll Bluet, d Auge verdräit und s Mul off, es grusigs Luege. Wäischt, was i 'dänkt und is Holz ie grüeft ha, as d s Wätter und d Füchs nümme ghört hescht? *Do lyt er*, hani 'brüelet, *und iez het en en andere z todgschlage!* – – Was ischt? Worum schnufischt

eso?

MARIE (schwer atmend). Wyter, wyter, verzell nume.

ROBERT. Aber under Tags hani nie käin böse Gedanke gha, gwüß Gott nid. Nume do, won er mr i d Finger cho ischt, i wäis sälber nid wie, und won i *di* ghöre Hälffio brüele näb mr zue, do fahrt mr d Wuert in Chopf und s Bluet i d Auge, as i nume no Rots gsehne vor mr und in wider tod wi dert i de Tannlene. *Dasmol mues es käin andere gmacht ha*, het s grüeft i mr inn, und den ischt alls versunken und verschwunde vor und hinde, nume syni Auge hani no gseh und drhinder di glänzig Pfluegschar – – (In der Erinnerung schauernd.) Wer wäis, was im ene Möntsch inn ischt und was dr Augeblick cha machen us em?

MARIE (leise). Reut s di iez, Robärt?

ROBERT. Reue? Was ischt das? Hani s sälber gmacht und hätti anderscht chönne? Isch es nid cho wi de hällig Gäischt? Freigsproche bini, das het dank au öppis zbedüte. De Hergott lueget s vilicht ganz anderscht a as d Möntsche, wenn si wüßte, wi s 'gangen ist.

MARIE. Du hescht en bequeme Hergott.

ROBERT. Emel gschydter ischt er as mir, glaub s nume. Dir het er d Auge verha, as d nid gseh hescht, was 'gangen ischt, as d chönischt dr Äid tue. Hätt em öppe sölle drvor sy, wen er mi nid im Zuchthus het welle ha?

MARIE. En *faltschen* Äid, Röbi.

ROBERT. Faltsch und nid faltsch. De Hergott nimmt en für rächt a. Dir ischt wäge desse nüt ab'gange, du bischt so guet und grad wi vorane.

MARIE. Du Lieben und Guete, du! Wen iez aber das Läbe nid eso äifach wer und dym Hergott syn Wäg ganz anderscht, as du mäinscht?

ROBERT. Was mäinscht mit dem?

MARIE (aufstehend). Wenn s bschlosse wer im Himmel obe, as de Möntsch dur d Sünd dure mues, wen er im anderen öppis wil z liebtue? Wen er alls müeßt geh, was er het – d Ehr und de guet Namen und s uschuldig Gwüsse drzue? As er nüt meh darf bhalte, räin nüt meh as d Liebi? – As er z erscht i d Höll abe mues, eb em d Himmelstür ufgoht?

ROBERT (erschreckt). Marei – –

MARIE (mit gedämpfter Stimme, aber fest). Du hescht mr alls verzellt, Röbi – Ufrichtigkäit gägen Ufrichtigkäit. Mäinscht, i häig d Auge nid by mr gha? Alls hani gseh. *I ha dr Aid to und ha gwüßt, as er faltsch ischt.*

ROBERT. Das ischt nid wohr, das glaub dr hütt nid und morn nid! Wenn d mi no nie agloge hescht, iez hescht mr nid d Woret gsäit. So öppis hescht nid gmacht! Gloge hescht – säg: i ha gloge!

MARIE (sich setzend), Glaub s oder nid, das tuet nüt drzue und nimmt nüt drvo. – – Röbi, wäischt *worum* as i s gmacht ha?

ROBERT (zu ihren Füßen fallend, das Haupt in ihren Schoß verbergend). I wäiß jo – – i ha s jo immer gwüßt, as d mi lieb hescht. Z Nacht hani s gwüßt und am Tag hani s gwüßt – du Liebi, du Myni! Glaub s doch nid, glaub s doch niemerem, as d mr nid lieb seigischt! (Seine Worte gehen in Schluchzen über, sein Leib zuckt und zittert an ihren Knien. Sie streicht ihm liebevoll mit der Hand übers Haupt, ihre Stimme klingt träumerisch, wie aus weiter Ferne.)

MARIE. Im Frühlig isch es zwölf Johr gsi. – Wäischt no du? A mene schöne Morge, wo mr no zämen i d Stadt ie uf d Arbet sind. Silbernäbel im Schachen und di goldig Sunne drüber ewägg, di erschte Lerchen im Glanzhimmel obe, Schlüsselblüemli zäntume ganzi Matte voll und Chriesibluescht schneewyß uf de Bäumen und ufem Wäg, as me d Füeß drinn gschläikt het – Bluescht und Bluescht und Bluescht. – (Robert bleibt schweigend, den Kopf in ihren Kleidern vergraben.) Wen i e Bitt chönnt tue, zwölf Johr müeßten ewägg zwüschen use, gstrichen und verrisse – denn wetti wider dert afeh, wo mr säbmol ufghört händ, im Schachewägli, im Chriesibluescht, under de grüne Widebösch. (Sie streicht wieder über sein Haupt, ihre Finger spielen mit seinen Haaren. Dann nimmt ihr Gesicht plötzlich einen härtern Ausdruck an.) Worum nid? Worum het er käi Verbarme mit is? S Läbe het er is 'geh und d Wält und alli gueten und böse Gedanke, nume s Zruggläse het er verbotte. Käis Jöhrli, käis Wörtli, käis Fingerverrodel! Jedi Minute müem'mr mitschläike, wo hinder is lyt, du und i, vo färn a und vorfärn und vürsi bis d Wält undergoht. (Robert hebt den Kopf und blickt sie an, ihre Rede mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgend.) S ist nid anderscht, es ischt mr, mr seige wyt ufem Meer uß eläiggen i mene chlyne Schiffli, du und i, Sturm und Wällen ob und under is, Blitz und Donner, niemer cha hälfe und wenn si s no chönnte – ghörscht, wi sie rüefen am Ufer: Niemer darf z Hülf; were si 'blibe, wo mir sind, mir di Braven und Fromme! – Und iez wider d Wälle, Röbi, hushöch und bärgteuf, uf und ab mitem Schiffli, teufer und teufer i d Wasserwüeshti. Käin Möntsch und käin Hergott, nume mir zweu, du und i – du und i – de Röbi und d Marei –

ROBERT (mit flammenden Augen ihre Gestalt verschlingend und leidenschaftlich ihre Rede fortsetzend). Und denn dert uß, zwüsche Läben

und Tod, dr Abgrund under is, dert bischt myne, Marei – dert sind alli zwölf Johr versunken und vergange – dert ischt niemer meh zwüschen is – s Wätter toset, s Wasser brönnt vom Blitz, wo drinn badet, äis Für di ganz Wält; Himel, Ärde, Höll zu äim Chlumpe verschmulze – dert wirdi, was i no nie gsi bi – dert machi, was i no nie gmacht ha – dert gischt mr, was d mr no nie 'geh hescht – dert sim'mr nume no äin Möntsch, du und i, wer wil is us enand ryße?

MARIE (zitternd vor Erregung, sein Haupt umfassend). Jo – – jo – – Röbi –

ROBERT (wiederum seinen Kopf in ihrem Schoß bergend, dann, nach einigen stummen Augenblicken, plötzlich aufspringend, zurückweichend).

Was hani gsäit? Bin i das gsi, wo do gredt het? (Sich im Zimmer umsehend.) Ischt niemer do? – – Käin Möntsch. – – Du dert im Egge hinde, bischt du wider do? Los nid uf en, Marei, was de säit, dem vermag i mi nüt! Das chunt vo näume, wo de Schödler Röbi nid dehäimen ischt. – Nid dehäime? Wäisi, won i iez hi-ghöre? (Seine Hand betrachtend.) Bluet? Lueg, wi s tropfet ab mr abe, es ischt mr, de Bode seig rot bis vor d Tür usen und veruß erscht rächt. – Veruß, bi euch äne. – Los, du, stoht nid de Pflueg no dert? Es ischt mr, i häig s gseh glänze, won i häicho bi, vo dr Pfluegschar. De mues mr furt, hütt no! (Er steht von ihr abgewandt, nachdenklich, hie und da zusammenschauernd. Marie sitzt mit brennenden Augen, unbeweglich.) Marei, iez wirscht sälber begryfen, as i nüm cha do sy. Was sötte mir zweu iez no näben enand?

MARIE. Was mr immer hätte sölle: enand liebha.

ROBERT. Immer sölle? Wäischt, was es geb drus?

MARIE (mit großer Wärme). Was du nid kennscht und i no nie gha ha: es großes Glück. (Robert schüttelt den Kopf.) Röbi, worum underäinischt käin Glaube meh? (Lächelnd.) Gfall dr öppe nüm?

ROBERT. De gfallscht mr wi käini, glaub doch nid settigs! Aber d Chind, Marei, dyni Chind! Di ganzi Zyt muesi a d Chind danke.

MARIE (mit gesenkten Augen). Müend si nid wider en Vatter ha?

ROBERT. Aber nid so äine. De Vatter z todschloh und d Chind i d Arm neh? D Auge, di glychen Augen, und di glänzig Pfluegschar drhinder! Zwüschen eus lyt es Wältmeer! Wyter as d Sunn im Himel obe, sim'mir von enand ewägg.

MARIE. An enand 'bunde sim'mr, wenn d Wält us enand goht, mir blybe zäme.

ROBERT. Mord und Mäinäid – das sprengt dr Rübis und Stübis us enand. Dinamit ischt es Gfätterlizüg.

MARIE. Mord und Mäinäid – das stoht uf dr glyche Syte. Chum mit mr vor Gricht, si tüend is as glych Ort.

ROBERT. Stärben ischt nüt – aber läbe, zweu bin enand Tag und Nacht und käis im andere dörfen i d Auge luege –

MARIE. Es grusigs Ghäimnis, Robärt! Äis elägge wurd s töde, zweu lüpfe s wi nüt. S Schönscht i dr Liebi ischt das, wo niemer darf wüsse.

ROBERT. Zu dem bini nid gmacht. Wenn du das chönntischt, so bini es Chind gäg dr.

MARIE. Du mäinscht, es seig en Hergott im Himel obe.

ROBERT. I ha nie öppis anders gwüßt.

MARIE. Er ghört di nid, rüef und bätt, so lang as d wit!

ROBERT. Rächt het er, wen er uf d Möntsche nid lost – ischt nid äine schlächter wo ischt dr ander?

MARIE. Do chani nüt meh säge. (Sie sinkt erschüttert auf einen Stuhl. Robert geht auf und nieder. Pause.) Was dänkscht iez vo mr, Robärt?

ROBERT. Nüt dänki, i ha gnueg a mr sälber.

MARIE. Säg d Woret, i ha dr si au gsäit! Wäischt, wi me so cha wärde?

ROBERT. A d Mueter hani 'dänkt. I ha si ganz vergässe. I chönnt jo wäg ire nid furt. Sött me nid luege, was si macht?

MARIE. Vorig het si gschlofe.

ROBERT. Los, was ischt das?

(Er eilt in die Kammer. Marie folgt ihm langsam, mit müden, schleppenden Schritten. Ihre Gestalt scheint plötzlich Frische und Kraft verloren zu haben. Das Zimmer bleibt einen Augenblick leer. Dann hört man Schritte und Kinderstimmen im Gang. Miggi und Berteli kommen Hand in Hand, die Kleine weint.)

MIGGI (ebenfalls mit weinerlicher Stimme). Do isch si jo au nid – Mueter!

MARIE (aus der Kammer tretend). Sind ihr do? Und s Chly, ischt das nonig im Bett?

MIGGI. Wo bischt au, Mueter?

MARIE. Do bini. Worum chömed'r?

MIGGI. S Elise macht gar nüt mit is. Worum chunsch au nid?

MARIE. Los, gang iez und säg em, d Frau Schödler seig gstorbe, i mües no en Augeblik do sy. Es söl iez machen und s Chly undere tue, süscht chömi denn sälber.

MIGGI. Darfi denn nid wider do dure cho?

MARIE (sich besinnend). Wol, wenn s Berteli schloft, bis dar blybscht no byn em.

(Die Kinder gehen ab. Marie, deren Schritt wieder lebhafter geworden ist, öffnet das Fenster, um den Laden zu schließen, stellt dann den Strauß wieder auf den Tisch und entnimmt ihm einige Blumen, mit denen sie in die Kammer zurückkehrt. Nachher kommt Robert heraus, mit verweinten Augen.)

ROBERT. Was hani au welle? (Er tritt vor die Kommode, über welcher der einge-rahmte Kranz hängt. Den Kasten von der Wand abhängend und den Kranz herausnehmend, spricht er für sich. Marie kommt ebenfalls heraus, er gibt ihr den Kranz.) Jez mues si emel nüm zum Hus us, das hätt si nid überstande. I dr Häimet stärke, das ischt de schönscht Tod.

MARIE. Do oder dert, wenn s nume gestorben ischt. As s äinisch ufhört, das dunkt mi s Schönscht am Läbe. (Sie geht mit dem Kranz wieder in die Kammer. Robert langt die große, eisenbeschlagene Bibel vom Wandbrett, legt sie vor sich auf den Tisch und schlägt den 90. Psalm auf. Er liest in leierndem Schulten, aber doch mit steigender Wärme.)

ROBERT.

Ein Gebet Moses, des Mannes Gottes.

HERR Gott, du bist unsere Zuflucht für und für,

Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden,

Bistu Gott von ewigkeit zu ewigkeit.

Der du die Menschen lessest sterben, und sprichst:

Kompt wider Menschenkinder.

Denn tausent jar sind für dir, wie der tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache.

Du leßt sie dahinfahren, wie einen Strom, und sind wie ein Schlaff, gleich wie ein Gras, das doch bald welck wird.

Das da früe blüet, und bald welck wird, und des abends abgehauen wird und verdorret.

Das macht dein zorn, das wir so vergehen – und dein grim, das wir so plötzlich – dein grim, das wir so plötzlich dahinmüssen – –

Denn unser missethat stellest du für dich – (Er blickt zusammenfahrend auf.) für dich – unsere unerkannte Sünde ins liecht – für – deinem Angesichte.

(Eine große Erschütterung ist über ihn gekommen. Er steht auf.)

Unsere unerkannte Sünde ins Licht?

(Dann fällt er vor dem Tisch auf die Knie, die Hände zum Gebete faltend.)

MARIE (heraustretend und ihn erstaunt, befremdet betrachtend). Was ischt das? Was machsch?

ROBERT (aufstehend, in scheuer Verlegenheit). Bätte hani welle. Lyt nid d Mueter ufem Todbett? (Marie schweigt.) I mues di lo mache, Marie, elägge weri verchauft – i mues di lo mache, wi wenn d immer do gsi werischt, wi we mr zämeghörte, mir zweu. (Marie schweigt, mühsam die Tränen zurückhaltend.) Dank häigisch, Marei!

MARIE (sich auffressend). Wenn gohscht iez furt?

ROBERT. Wenn d Mueter underem Boden ischt.

MARIE. Iez bischt frei, Röbi, iez het di niemer meh. Was us mir wirt, cha dr jo glych sy?

ROBERT. Glych sy? – Marei, de wirscht doch nid – das wirscht mr nid au no welle z Läid tue

MARIE. I ha dr süscht scho gar vil z Läid to.

ROBERT. Weni müeßt danke, du miechischt öppis Dumms – wen i das ghöre, so sprungi abem Schiff, wo s Meer am teufschten ischt.

MARIE. Das darfscht nid, süscht sim'mr jo wider bin enand.

ROBERT. Wen i wüßt, win i mues rede, wen i d Wort hätt – Was chani säge, de losischt jo doch nid uf mi? Jo, wen i nüm häichem a mene Obe – wer frogti drnoh? Aber du? Chauscht nid d Chind uf d Schoos neh und säge: Ihr zweu sim'mr 'blike, für euch bini do und für euch *blibi* do?

MARIE. Sind s *dyni* Chind, Robärt?

ROBERT. Myni Chind, wi mäinscht das? I ha gmäint, de hangisch a nene.

MARIE. Wi a mene Gfätterlizüg. (Tonlos.) I geb Si, wen i öppis Bessers drfür überchem.

ROBERT (erschüttert). Öppis Bessers? *Git* s öppis Bessers?

MARIE (nach einer Pause). Säg mr nume, was d dänkscht.

ROBERT. Was cha do en Ma no säge?

MARIE. Säg mr s nume, wi schlächt as i bi, de dänksch es jo doch. De gschscht ekäis subers Blätzli meh a mr.

ROBERT (mit Überwindung). 'glaubt hätti s nie. Bim Hergott, so öppis hätti nie 'glaubt! Myner Mueter hätt me s Härz müessen usem Lyb ryße – (Aufbrausend.) Z vil ischt z vil, das chani nümme ghöre, das hätti nie 'dänkt vo dr! Wehrt si nid es Uvernümfügs uf Läben und Tod, wenn de Jeger as Näscht chunt?

MARIE. E faltschi Rächnig. Drü ghöre drzue. Für *dyni* Chind alles.

ROBERT. Für *mini* Chind? Marei, e settigi Liebi – – näi, näi, das verstohni nid, das *wili* nid verstoh. So wycht men im Gsetz us, so gumpet men übers Wort Gottes ewägg. Iez glaubi erscht, as mr nüt meh z tue händ mitenand.

MARIE. So chani iez goh?

ROBERT. I cha di nid heben und wil di nid hebe. As mr dewäg us enand cheme, hätti nie 'dänkt.

MARIE. Röbi, Röbi, schick mi nid furt! (Niederfallend.) Lueg do, i fallen uf d Chneu vor dr, no nie vor eme Möntsch, nid emol vorem Hergott. Schlächt bini und du en Häilige, aber wäge dyne, nume wäge dyne, wäge wessen ächt süscht? Säg mr alli Schand, i ghöre s jo gärn, wenn s vo dir chunt. Gim'mr Schleg, gim'mr d Ruete, du bischt jo myn Vatter! Mach mit mr, was d wit, was dr d Wuete oder d Liebi ygit, i wil mi nid wehre, i wil mi nid verrode – – wen i nume darf do inn blybe, im hinderschten Eggeli, wenn di nume darf aluege! Röbi, du myn Troscht und mys Läbe, du Guete, du Liebe, du Häilige, du Richter und Hergott, du Böse, du Böse – du – Röbi!

(Sie hat seine Knie wie mit Ketten umschlungen, er sucht sie aufzuheben, sie gleitet an ihm empor und bedeckt, sein Haupt umfassend, sein Gesicht mit wilden Küssen. Robert versucht sich ihrer zu erwehren, dann erlahmt sein Widerstand, er zittert, umschlingt sie ebenfalls und erwidert ihre Küsse. Sie stehen in völliger Vergessenheit.)

ROBERT (unter Lachen und Weinen). Marei, o du gueti – bösi –

MARIE (das Haupt an seiner Schulter, selig lächelnd). Gäl, das, hättischt nid 'dänkt? – O du dumme Bueb du, du kennscht mi jo gar nonig, du hescht jo käi Ahnig, was euseräis tuet für es äinzigs guets Wörtli. Isch iez nid cho, wi s het müesse? – Mynen und dyne – – was wäm'mr iez no?

ROBERT (sie mit Küssen überschüttend). Nüt wäm'mr – alls! – Dynen und myne – –

MARIE (die Augen schließend, ganz hingegenben, leise). Enand liebha – liebha – und stärke mynetwäge, we'mr doch nid anderscht chöne binenand blybe.

ROBERT. Alls, was du wit – alls!

(Man hört Schritte im Gang. Miggi kommt leise herein.)

MIGGI (noch unter der Türe). Mueter, s Chly schloft iez. (Da sie nicht beachtet wird, tritt sie näher.) Mueter!

ROBERT (auffahrend). Marei, lueg dert!

(Marie löst sich von ihm und blickt verstört nach dem Kinde. Robert ergreift es am Arme, zieht es an sich und stellt es zwischen sich und sie, während Marie abwehrend, beschwörend die Hände gegen ihn erhebt.)

ROBERT. Do hi! Do hi ghörscht!

MARIE (aufschreiend). Röbi!

ROBERT (mit der Linken das Kind haltend, die Rechte zum Himmel streckend.) Nie über *di* ewägg – so woher as en Hergott im Himel ischt.

(Marie bricht bei seinem Schwur lautlos zusammen. Das Kind entwindet sich seiner Hand. Er bleibt nachdenklich stehen.)

MIGGI (wirft sich weinend zu ihr nieder). Mueti! – – Mueti!

Vorhang Gedichte

S Schätzli (Erstdruck aus dem Nachlaß 1899/1900)

D Wyberg'meind (Brugger Neujahrsblätter 1902)

Eusi Chile (Erstdruck aus dem Nachlaß, 1906)

Use mit dr! (1911, Brugger Neujahrsblätter, 1913)

Sundigmorge (1911, Brugger Neujahrsblätter 1913)

Z Obe

S Härzli

Hür und färn (Brugger Neujahrsblätter 1914)
Hetz Gugger! (1911, Brugger Neujahrsblätter 1917)
Chrutnägli und Rose (1911, Brugger Neujahrsblätter 1917)
Adie Wält (1911)
Dori IV (Aus dem hochdeutschen Dori-Zyklus, 1912)
Z Nacht (1913, Brugger Neujahrsblätter 1914)
De Nußbaum a dr Schällebrugg (Brugger Neujahrsblätter 1913)
Z Windischt i dr Bärlisgrueb
Mordhans (1917, Brugger Neujahrsblätter 1918)
Gluggere
Ich, du, er
Ainewäg
Dr alt Fötzel
Hans und Häiri (1912 oder 1913)

S Schätzli

Mis Schätzli isch munter
Und liebli und guet.
Es gümpet und juchzget
Mit lustigem Bluet.

Und i wohne bim Sigerst,
Und de het es Chind,
I säg ech, es Mäitli,
Wie me ned grad eis findt.

Und find i min Schatz ned,
So chüß i halt se,
Denn isch se min Schatz und
Denn hani halt zwe.

An vielen Orten bestand in früheren Jahren die «Weibergemeinde». Eine Versammlung aller Frauen des Dorfes besetzte durch Wahl einige kleine Ämter und behandelte ins Fach schlagende Dinge. Dabei soll sich einmal zwischen zwei Gemeinden, deren richtige Namen wir verschweigen wollen, folgende Geschichte zugetragen haben:

De Weibel goht vo Hus zu Hus,
Rüeft lut und dütli öppis us.
Wo d Bergler Wiber das vernäme,
Stönd si an allen Egge zäme.
Und eini frog: «Was het er gmeint?»
«Hesch nonig ghört? s ischt Wiberg'meind.
Am Sundig Nomittag am eis.
Recht pünktli, fehle dörf ekeis.»
De Sundig chunnt, die Wiber chöme
Am halbi zweu ganz pünktli zäme.
D Frau Amme seit: «Zerscht wämmer brote,
Und luege, daß die Wahle grote.
Druf mache mer en chline Cher,
Grad, wi wennis Manneg'meind gsi wär.»
De Atrag wird zum Bscluß erhobe
Und denn verhandlet bis am Obe.
Wos fertig ischt, got Jung und Alt
Uf Winklen abe dur de Wald.
Si mache si bi Wi und Brot
Im «Bäre» lustig druf bis spot.
Am elfi erscht fallts eineren i,
S chönnt öppe Zit zum Heigo si.
Do näme si no gschwind en Liter
Und säge: «So, iez wämmer witer.»
«Halt, Fraue, zahle müend er zerscht!»
Und s Bäbi chüschelet: «Lisi ghörscht,
I ha kes Geld; zahl du für meh!»
«I ha ken rote Rappe meh.
Du, Anni, hilf is beide, luel!»
«I ha jo sälber nümme gnue.»
D Frau Amme seit: «Es goht um d Ehr,
E jedi git de Seckel her!»
Doch wie si chnüble, sueche, zelle,
S het niene nüt me füre welle;
Sie händ au chum en Viertel gha. –
Do fönd si d G'meind no einischt a.
Beschlosse wird nach langem Rote:
«Mer sind i großes Ungfell grote;
Drum setze mer für Brot und Wi
S ganz Haldehölzli pfändlich i.
Morn schickt denn jedi ihre Ma,
Daß de das Sächli zahle cha.» –
Die Wiber chöme spot am zweu
Zue ihre liebe Manne hei.

Wo die di suber Gschicht vernäme,
So rüeft der Ammen alli zäme.
Und druf beschlüßt die Manneg'meind:
«Us isch es mit der Wiberg'meind!
Mer Manne machen alli Wahle,
Und d'Wiber sölle sälber zahle.»

Die Wiberg'meind het nonig zahlt,
Drum ghört de Winklere no de Wald.
Und schad isch s wäge Brot und Wi
Für so nes Haldehölzli gsi.

Eusi Chile

Si stoht uf em Hübeli obe
Und lueget wjit übers Land
Und macht de flißige Lüte
Mittag und Obe bikannt.

Si rüeft ene am Samstig, wenne nachtet:
Löhnd Arbet und Chummer ietzt go!
Morn ischt wieder einischt Sundig,
Und Rued und Frieden ischt cho.

Am Sundig rüeft sene wjider
Am Morge mit fründligem Glüt;
De Chileturm zeigt zum Himmel
Und säit: Lueget obsi, er Lüt!

S' Christ Chindli, ebs nume cha laufe
Het eusi Chile scho gseh.
Und simmer denn einischt gschorbe,
So chöme mer wjider dert he.

Und stoht a der Wiehnacht z'obe
En Wiehnachtsbaum uf em Tisch,
Denn gespür i's, aß mer di Chile
Es liebs, liebs Örtli ischt.

Use mit dr!

Lauf und hau en Stücke ab;
Hänk de Sack an Rügge.
Us dr Stadt de Bärge zue!
Das vertrybt dr d Mugge.

Lueg, wi s gruenet ufem Land,
Gäl, wie schaffe d Bure?
S git gottlob no ander Lüt
As i dine Mure.

Freud und Chraft und fäißi Chüeh,
Sure Moscht im Chratte,
Mäitli hinderem Gartehag,
Wyber uf de Matte.

Obem Dorf de Halde noh
Blüehje d Chuchischälle;
Wer di rächten Örtli wäis,
Findt e ganzi Wälle.

Spring dur s Bürgis Risi uf,
Wen d witt lehre schwitze!
Gang no zerscht bim Schmid verby,
Er söl dr d Yse spitze!

Lueg, di schönschte Blüemli stöhnd
A de gechschte Wäge.
Lauf so lang dr Ote längt
Und di d Pföschte träge!

Z overscht uf dr Wasserflueh
Stoht es Chrüppeltandli.
Z underscht uf der Bänkerstroß
Lauft es Aschper Mandli!

Sundigmorge

S isch mülistill uf mim Bärge,
Kes Vögeli gypset am Rändli,
Kes Hegöchsli lauft über d Ständli,
Kes Humbeli brummet im Wald.

Iez rodt si e Tränklen am Hag.
S lauft Veeh uf de Rynikermatte.
Zweu Buebli singen am Schatte
Und machen es Fürli am Wäg.

Los, lüet s nid z Chile dehäm?
Chum mag me de Chileturm gwahre.
Am Bärge noh und änet der Aare
Lyt dicke Näbel im Tal.

Iez lüet s vo wytem und noch.
De brummligscht Chale wil schwinge,
Und s nütigscht Glöggli wil singe,
Und d Tränkle bimbele dry.

S verlüet im Tal und am Bärge.
Iez bätten und singe si Psalme,
Und uf de tauige Halme
Lauft lys en Ängel dur d Wält.

Z Obe

Es nachtet i dr Stube,
Und feischeret im Gang.
Dr Mueter mit de Chinde
Wird d Zyt erbärmlig lang.

Es lauft und sorget niemer
Und luegt, as gchochet wärd.
S chunnt niemer ab dr Arbet,
Käis Fürli brönnt im Härd.

O Chind, het d Mueter 'briegget,
Wi tuet mir s Hätz so weh!
«Gäl, Mueter», säit de Buebli,
«Mir händ käin Vatter meh?»

S Hätzli

Nächt het mr myn es Hätzli,
Es goldigs Hätzli gschänkt,
Und het mr s ame Schnüerli
Ums Blusechrägli ghänkt.

Z nacht liggi under dr Decki
Und legge s Hätzli druf,
Und mit em Fingernagel
Goht s wine Muschlen uf.

Zweu o wie liebi Auge
Händ usegluegt und gsäit:
Guet Nacht! Do hani s gschmützlet
Und s under s Chüssi gläit.

Was het s mr iez au traumet?
Es häig mr s öpper gnoh.
Gschwind längi under d Decki:
Gottlob! es isch no do!

Iez muesi s bis am Morge
No mängischt füreneh:
S isch halt es härzigs Hätzli,
Und myne het mr s 'geh.

Hür und färn

Säit mr nächt dr Ammehans:
Chum is Chrüz, i zahl dr äis!
Sägi zuenem: Mira woll,
Aber Schmützli git s ekäis.
Iez han i en andere gärn:
Hür isch anderscht weder färn.

Hütt isch schon es Johr verby,
Mynen isch mr uf und drus.
Schlychi z obe tuch und müed,
Trurig gäge s Ammes Hus.
S isch gar feischer, s schynt käin Stärn:
Hür isch anderscht weder färn.

Woni lang am Schöppli stoh,
Chunnt de Hans und lacht mi a:
Lisi, säit er, hani gmäint,
Hägisch du scho lang en Ma.
Iez han i en anderi gärn:
Hür isch anderscht weder färn.

Hetz Guggen!

Do chunt doch wäger de Guggen ned drus:
Nächt händ si no ghändlet, hütt räise si us.
Morn tüend si wi d Marder am Äntetych,
Und übermorn, lueg denn, hürote si glych.
Und über vier Wuche chanscht z Täufi wenn d witt.
Lueg, we me s nid gsecht, so glaubti me s nid.

Chrutnägeli und Rose

Chrutnägeli und Rose
Sind rot im Schwyzerland,
Und wem'r is wänd gärn ha,
So göhm-mr zunenand.

Im Summer göhm-mr zäme,
Im Winter vonenand:
Chrutnägeli und Rose
Sind rot im Schwyzerland.

Adie Wält

Wen i nume briegge chönnt
Und s den andere Lüte säge,
Was mr iez mis Härz verbrönnt,
Was i für es Läid mues träge!

Geschter hani s erscht vernoh
Und bi drab zum Tod verschrocke;
Myne lauft dr andere noh
Z Tanz und z Märt und loht mi hocke.

Was mr zäme tribe händ
Dinn und dusse hinder em Gatter,
Niemer wäis s as d Chamerwänd,
D Mueter nid und nid de Vatter.

Iez het d Wält kes Freudeli meh,
Nüt meh, woni drab dörf lache.
Wen i hütt de Sigerscht gseh,
Säg em, as er s Grab mues mache.

Suechet denn am Aareburt,
Wo di schwarze Wide hange.
We mr zäme chönnte furt,
Wetti gwüß uf s Stärbe blange!

Aber de isch wyt vo do,
Schlycht hütt z nacht uf andere Wäge; –
Ganz eläigge mues i goh
Und darf niemerem adie säge.

Dori IV

I wil nid brieggen, i wil nid lache,
I säge kem Möntsch e kes Wörtli drvo.
S brucht s niemer z wüsse und niemer z verrote,
Und niemer cho z froge: Wi het s dr to?
I wil s verwurge, i wil s vergässe,
Wil nüt meh suechen am Jugetfescht.
Und nie meh as Wasser go übere stuune:
Aber luege wili, wen d Hochset hescht.

Z Nacht

Schwarz gropet d Nacht dr Aare noh,
Käis Stärndli schickt e Häiteri.
S mues jeden äinischt s Läbe loh
Und usem Liecht a d Feischeri:

Hütt isch es glych au gar so still,
Ke Gäisle ghörscht, ke Ysebah!
Was äine spinnt und wärche wil,
De Fade mues es Ändi ha.

Lys ruschets a dr Äich verby
Bis änevör, a d Chloschterwog.
Und mues s den äinischt gstorbe sy,
Gottlob! me chunt us mänger Plog.

Lueg, s lauft es Liechtli usem Hus,
Und übers Wasser tanzt en Schy.
Goht äin uf Freud und Liebi us,
Z Tratz mues er rächt elägge sy.

Los doch und lueg, wi s Wasser schüßt
Durab, durab, s chunt nümme z rugg.
Probiers, wenn alles nidsi flüßt,
Öb d obsi magscht bis under d Brugg!

Und was dr Chrüz und Chumber macht,
Chum zue mr, stand as Wasser a.
Es isch mr, s häig no nie ke Nacht
So dunkelschwarzi Auge gha.

De Nußbaum a dr Schällebrugg

Under em Nußbaum a dr Schällebrugg
Streckt en Ma di müede Wanderbäi,
Lost uf s Zyt, wo us dr Wyti schloht:
«Wäger», säit er, «s längt mr nümme häi.»
S goht iez nümme lang, du guete Ma,
Triffsch es Dorf und drin es Wirtshus a.

Under em Nußbaum a dr Schällebrugg
Het en armi Frau de Chorb abgestellt,
Gschnufet und de dräckig Schwäis abbutzt
Und di schwer verdiente Batze zellt.
Frau, was mäined r, s miech nid so schwer,
Wen de Chorb voll Bärnervreni wer?

Under em Nußbaum a dr Schällebrugg
Lyt en Ma voll Bränz, er lyt und schloft.
Änevör am Bärig sind d Chind no wach,
D Mueter briegget: «O, wi bini gstroft!
O wi bini gschosse gsy und blind!»
Armi Frau, Gott bhüet dr dini Chind!

Under em Nußbaum a dr Schällebrugg
Lueg doch au! en junge Burscht im Bluet!
Jo, de Wäg isch gech und scharpf de Rank.
Hesch nid chönne wyse? gsehsch nid guet?
Luschtig furt im hele Morgerot:
Z obe, Mueter, hesch dis Buebli tod!

Under em Nußbaum a dr Schällebrugg
O, wi still und schattig isch es dert!
O wi singen ame Sundig d Chind,
As me s z overscht ufem Homberg ghört!
Ganzi Rähje hocken ufem Burt,
Singen äis und springe wider furt.

Sigerscht, wen ech öppis rote cha,
Löhnd de Nußbaum stoh, so lang er stoht!
Ghört er nid im ganze Schwyzerland,
Jedem Bäi, wo drunder dure goht?
Und für Gweherschäft wer er wäger z chrumm.
Löhnd en stoh! z letscht gheit er sälber um.

Z Windischt i dr Bärlisgrueb

Z Windischt i dr Bärlisgrueb
Vor alte lange Zyte
Händ d Römerwyber s Gaudi gha,
Wen d Chrischte sind cho stryete.

De Käiser het nid welle ha,
As d Lüt zum Häiland bätte.
«Vor d Leue mit enel» het s tönt,
Wi wen si gmordet hätte.

Do ischt es Mäiteli z Huse gsi,
Won au hätt sölle stärke.
«O Vatter, Mueter, hälfe ech Gott
Vom ewige Verdärbe!

Mir söl de Käiser s Läbe neh,
I blybe bi mim Glaube;
So chumi bald in Himmel ue!
De cha mr niemer raube!

Ir Manne, mached s Törli uf
Und löhnd di Leuen use!
Es söl mr ab de Leue nid,
Und ab em Tod nid gruse!

Herrgott im Himmel, nim mi ufl»
O lueg, iez wird s verrisse!
Do lyt es bluetigs Chind im Sand,
Verschunden und verbisse.

«O Chind, mis Chind, so bluetigrot,
Du hesch di Häimet gfunde.
Mir wachst kes Tränkli und kes Chrut
Für mini tiefschte Wunde.

Herr Käiser! i bi d Mueter gsy
Vo Husen i dr Nöchi.
Herr Käiser! allne Götze Fluech
Und Ehr Gott i dr Höchi!»

Z Windischt i dr Bärlisgrueb
Vor alte lange Zyte
Händ d Römerwyber s Gaudi gha,
Wen d Chrischte sind cho stryete.

Mordhans

Es chutet am Bärig und es nachtet im Tal,
Käin Vatter dehäim, s Veh brüelet im Stal.
O Chind, hol d Biblen und bätt mr!

O Schmärlen im Lyb und käin Vatter ischt do,
Gwüß findt er käin Dokter, wo mitem wett cho.
O Chind, hol d Biblen und bätt mr!

Bschlüß d Tör und mach Liecht und hock zue mr zue,
Eusere zweu und de Häiland sind drü und sind gnue.
O Chind, hol d Biblen und bätt mr!

Nächt z nacht het s mr traumet. Feischer isch gsi,
Und niemer dehäim weder du und i,
Grad so wie hütt und scho mängischt.

Do sägi no zue dr: Chum, hock zue mr zue,
Eusere zweu und de Häiland sind drü und sind gnue.
O Chind, hol d Biblen und bätt mr!

Und wo mr no bätte, so stopfet s veruß.
Gottlob, hani g juchset, de Vatter ischt duß!
Iez Chind, hör nume mit bättel!

Do rumplet s i d Tör, es chracht und es chlöpft
Und fluechet: Chrüzdonner, iez wärded'r g chöpft!
Chind, Chind, Gott hälfis und bhüetis!

De Mordhans isch es, de Schwarz us dr Au,
De Tüfel isch besser. – So stärbed iez, Frau!
Käi Bible söl mr's verwehre.

Do bini verwachtet. – Los, stopfet s nid duß?
Jez mahnt s mi nid anderscht, de Mordhans seig duß.
Chind, Chind, iez hilft is käis Bättel!

Iez rumplet s wie nächt, es chlöpft und es chracht,
Iez sim'mer am letschte – o bluetigi Nacht!
Lieb Vatter, werischt dehäime.

Gott Lob und Gott Dank – o Vatter, bischt do?
Gogrüebdi-go-grüebdi-adie-i-mues-go-
O Chind – – –

Gluggere

Frä Gluggere, Frä Gluggere,
Wo schaffet eue Ma?
He, eben ischt er nie dehäm.
I säg echs, gwüß, s verläidet äim,
Eson en Läbtig z ha!

Näi losed au! näi säged au!
Was trybt er denn bis z Nacht?
Er lauft de junge Bibene noh.
Iez säged, sonen alte Ma,
Wi das e Gattig macht!

Me glaubti s nid, me traumti s nid!
Und iez, wo wänd r hi?
Gäl, wen ech das no säge wett!
Iez laufi halt, wo s Güggel het,
Und speere d Hüehndli y.

Herrjeh! wi isch doch d Wält so bös!
Und denn di arme Chind?
Jo, gäled, son en Ma isch schlächt?
S isch gwüß nid rächt und s isch nid rächt,
Wi d Lüt efange sind!

Ich, du, er

I bi doch en tumme Hagel,
As i au eso mues säge!
Loh mr s Stüehli obem Mäle
Under em Füdli vüre stäle.
As i au eso mues säge!

Du bisch glych e rächti Chue,
As i au eso mues säge!
Hesch mr ghulfe zieh am Chare,
Hesch mr en in Dräck verfare;
As i au eso mues säge!

Er isch halt en schlaue Chäib,
As i au eso mues säge!
Mi händ d Mäitli uf dr Latte,
Er het bald en Goof im Chrattel!
As i au eso mues säge!

Äinewäg

Äinewäg, i mues dra danke,
S Ledigsy an Nagel z hänke.
S isch kes Gschäft in euser Zyt,
We me z lang elägge lyt.
Nume d Frau, süscht fehlt nüt meh,
Wol, i glaub, i wüßt wohe:
S Hus und s Land wär meh as rächt –
S Mäitli gfallt mr au nid schlächt.

Dr alt Fötzel

I bin en alte Fötzel,
I säg dr, was i bi.
I ha ken Rappe Gält im Sack,
Und bi vom fülschte Lumpepack.
Iez wäischt doch, wer i bi.

Es förcht mr abem Tüfel,
Er chönnt mi hütt no neh.
Süscht förcht s mr doch mi Seel vor nüt,
As öppe vor de Herelüt,
Won äim de Schueh wänd geh.

Lieb isch mr nüt as s Sufe:
Räich Bränz und zwor bis gnue!
Mach wäidli, as i wyter cha,
Süscht zündt dr d Nase d Chuchi a
Und s Hus und d Schür drzue.

Witt süscht no öppis wüsse?
So los, i sing dr äis!
De Bufink pfyfft mr s underwägs,
Iez singi s jeder Chuchihäx,
Und schönere git s ekäis:

Juhu! i bin en König,
Und han i scho ke Gält!
Und wen d mr s mitem Frässe bräichscht,
Und wen d mr s Bränz im Liter räichscht,
So gfallt s mr uf dr Wält! Juhu!

Das hani ghöre zelle, was ech hinecht
Will brichten uf dr Chouscht, wi bös as äinischt
En Vatter und sin Bueb im äigne Häimet
Enand verhaue händ, und wie de Jung
Im Alte mitem Charscht im bluetigen Ärnst
As Läbe welle het. S ischt nonig lang,
Zäh Jöhrli sider. «Jesis!» seit im Junge
Si Frau am Pfäischter, «Häiri, chum cho luege!
Was chunt dert unde für en alte Fötzel
Dur euses uf, wi wen s sis äignig wer?
Näi säg, gits dere Möntschen uf dr Wält?
Ken ganze Schueh, kes subers Blätzli!
Und win er Auge macht! wi wen em d Wält
Und s Läbe glätig fäil wer für es Bränz!»
Iez stopfets vor em Hus und i dr Chuchi
Und chlopfet a dr Tör: «Tag», säit de Fötzel.
S ischt türi Zyt! en arme Handwärksburscht
S Gotts Wille bittet um e mildi Gab.»
Do luegt de Häiri schärbis: «Mano», säit er,
«S Gält wachst bin eus so wenig uf de Bäume
As änevör am Bach. Mr müends verdiene.
Göhnd won r harcho sind!» «Seh!» winkt em d Frau,
«Was wit doch au? I ha no Suppe vör.»
Und ischt i d Chuchi. Dinne säit de Fötzel:
«Es chäibenäts und ordligs Wybervölchli!»
«Jo, nume z guet für d Lumpe», macht de Häiri.
«He, woni jung gsi bi und d Chreft gha ha,
So hani gschafft trotz äim. Es isch mr fascht,
I häig do hinden au scho Hutte trät
Und Mischto verto. Jä, glaubed s oder nid,
I bi scho Chnächt bim Gyrehanes gsi,
Wo do das Hus gha het. Iez hani dänkt,
Er seig villicht no do.» «De Gyrehanes»,
Säit iez de Häiri gschwind, «isch furt und tod
Z Amerika.» «He, ischt er furt und tod,
So hälf em Gott im Himel!» macht dr ander.
«Sind ihr de Bueb?» «De wer!» säit de Häiri.
«Und wen i scho min Alt nid sälber kennt
Und gseh ha, wäisi glych, wi s 'gangen ischt.
De und en Chnächt im Hus! wen äine sälber
Nid wäis, wo neh und Frau und Chind loht hocke
Du alte Hunn, du schlaus Zigünertuech!
Hesch gmäint, es gäb es Trinkgält für din Lug?»
«Und glych, de Herrgott wäis s im Himmel obe,
Ihr händ no niemer i dr Stube gha,
Wo nöcher zuenech ghört!» «Was mäined r?
Mues ich ech zäige, wo de Zimberma... »
Iez stoht de Fötzel langsam vorem uf
Und zitteret am Lyb und luegt en a,

Wi wen er öppis anem z sueche hätt,
Und chehrt si um und säit: «I wer de Vatter.
Gogrüef di Häiri! grüef di Gyrehäiril»
Den lauft er gäg dr Chouscht und het si dra,
Wi wen er säge wett: do ghöri hi,
Das ischt de Troscht für mini alte Chnoche.
En Augeblick ischt alles totestill.
Den lacht de Häiri uf: «s isch chäibeguet!
Das wer no s bescht, esonen Strolch zum Vatter!
Iez use mit ech!» «Häiri», macht dr Alt
Und wycht nid ab dr Chouscht. «Zerscht lo mi redel!
I wil jo nüt vom Land und nüt vom Hus;
Von allem, wo mr ghört het, nume d Chouscht
Zum Warmha und zum Gruehje. Lueg mi a!
Es duret nümme lang: en alti Hütte,
Wo morn scho zämegheit!» «Hetz Donnerwätter!
Das ischt doch starch! De Gyrehans ischt tod.
Das het de Nochber gsäit, wo mitem ie
Und färn im Summer wider häicho ischt.
Dryßg Johr kes Wörtli vonem und kes Töndli!
Drum het en s Gricht im Früehlig tod erchlärt.»
«So», macht dr Alt, «was häißt das: tod erchlärt?»
«Das häißt, as äine, we me s scho nid wäis,
Mues gstorbe sy und nüt meh z säge ha.
Und wen er nderem Bode vüre chem,
So wer er glych no tod. Bim Gyrehanes
Ischt aber sicher, as er nümme chunt.»
«Und wen er chem?» «So hätt er nüt meh z säge,
Kes Häimet und kes Rächt meh uf dr Wält.»
«Und wen er vor ech uf de Chneune leg
Und ahätt, wini vorig agha ha:
S Gottswille, löhm-mi ie, i bi de Vatter?»
«Den müeßst er drümol säge: s isch mi groue,
As i für d Frau und s Chind nid glueget ha.»
Do macht dr Alt zweu Auge wi zum Bätte
Und lyt an Bode vorem äigne Bueb!
«Es isch mi groue», rüeft er, «s isch mi groue!
Es isch mi... » «Halt! nid wyter!» macht de Häiri.
«I säg echs iez zum allerletschte Mol:
Zum Hus us, wen s nid öppis Dumms mues geh!»
Iez stoht de Hanes uf und trümmlet zrugg
Und suecht, wo d Fallen ischt. «So gohni», säit er.
«Das müeßst dr allertrurigscht Fötzel sy,
Won iez nid Rächt verlangt: I dr Fröndi
Dryßg Johr lang häm-mr d Lüt us guetem 'geh.
Iez mues i mit em äigne Chind vor Gricht.»
Den a dr Frau verby, wo mit dr Suppe
Het welle cho, dur d Chuchi und veruse
Und obsi gägem Bärge, und z overscht obe,
Wo d Felse stotzig ussen abe göhnd,
Dert ischt er gstande, het i d Bärge glueget,

Wo föhnig, schwarz und blau, zum Gryfe noch,
In Himmel zännet händ und het i d Bärge
Und ob de Felsen über d Matte grüeft:
«Für tod erchlärt! kes Rächt, ke Häimet meh!»

Nid mänge Tag, isch d Frau emol am Obe
Zum Hüsli us di geche Räben uf
Und bis is Holz, wo d Jegerhütte stoht.
Dert isch de Hanes uf em Bänkli ghocket
Und het en Stumpe graukt. Si het em s Chörbli
I d Hütte gstellt und gsäit: «Jez also morn!
Was säit ächt s Gricht drzue?» «Was wänd si säge?
Si müem'mi läbig mache, das isch s erscht.
Und müem'mr geh, was Rächt ischt, das isch s zweut.»
«O losed», säit si, «s isch mr grüsüli schwer.
I wäis nid, was de Häiri säit und macht,
Wen s dewäg usehunnt.» «Was wil er mache?
Er mues mi ha, süscht häißt s: zum Hüsli us!»
«O Gott im Himmel, und den d Chind und i?
I glaub ech s jo, i wäis s: ihr sind de Vatter.
O wen er s sind, so trybed s nid as Änd!
I wil ech alls geh, wo no mynen ischt;
I wil ech zueha, was i nume cha
Und d Chind nid bruche. Sid ihr häicho sind,
So hani Tag und Nacht mit Träne 'bätte:
Mach Fride, Häiri! lueg es chunt nid guet.
Und alles vergäbe. Gwüß di Fels det unde
Ischt wäicher, weder mynen i dr Täubi.
Iez mues i goh; es chönnt es Unglück geh,
Wen öpper gsecht, as i do obe bi.»
«Chind», säit dr Alt, und zitteret am Lyb,
«I bin en Lump, i bi voll Dräck und Lüs,
Es flieht mi, wer mi gseht und wem s nid gruset,
Butzt d Schueh no amer ab. Das quelt mi nüt.
Das säg dr aber, vor em äigne Bueb
Go z Bode chneue, bi mi nonig gwonet.
Gwüß Gott, das mach i nid zum zweutemol.»

D Frau ischt mit Briegge wider d Räben ab
Und het e langi Nacht kes Aug zueto,
Und mornderigs am Morge nimmt si s chlynscht –
S ischt nonig jährig gsi – und träits im Häiri
Eggäge, woner us em Hüsli wil:
«S Gottswille», säit si, «Häiri! dänk a d Chind!
Mach Fride, Häiri! lueg es chunnt nid guet!»
«Das Mäitli», säit er, nimmt sis Chind uf d'Arm
Und macht em Schmützli, wi no nie vorane,
«Das Mäitli mues kem Strolch vo ab dr Stroß
Großätti sägen und go Äli mache,
So wohr as i de Gyrehäiri bi
Und rede cha.» «Und wen d s verlürscht vor Gricht?»

«Den sött me d Richter a dr höchschte Tann
As Güppli hänke, as me d Nare gsecht!»
«Und wen s halt doch de Gyrehanes wer?»
«Und s isch en nid; de ghörsch es: s isch en nid!
Und ehner git s es Unglück, dank mr dra.»
Iez sind z Mittag de Vatter und de Bueb
Äin gäg dr ander gstande vorem Gricht.
Di alte Mannen us em ganze Dorf
Händ müeße züge, öb s de Hanes seig.
Im Gricht ischt käine gsi, wo zwyflet hätt
Und käin, wo nid us Grusen ab em Alte
Glych s Rächt im Junge lieber zuegha hätt.
Si händ s verschläikt und gsäit, me wel no warte
Und d Buecher froge, bis i vierzäh Tage.

Z nacht lauft de Bueb durhäi. S het tobet in im:
«I gseh wi s chunnt, i mues en glych no ha,
Wen s hunderttusigmol erlogen ischt!
Näi», säit er wider, «freu di nonig, Alte!
I vierzäh Tagen isch scho mängs passiert.
I vierzäh Tage cha de gsündischt Ma
Zum Stärbe cho. I vierzäh Tage, säg dr,
Räist äine ring vo do – – – wäis Gott, wohi.»
Iez lauft er über d Brugg und gägem Dorf
Dr Halde no, wo undevör de Bach
Dur d Matte schüßt und ab de Börtere frißt.
Und won er lost, wi s ruschet, chunt vom Brüggli
De Hanes hindenoh, säit: «Gueten Obe!
Bischt du no uf dr Stroß?» Und wil vora.
«I chume mit ech», säit de Bueb zum Alte,
Und bed sind gloffe hüscht und hott vom Wäg
Wi wüetig Stiere, won en starche Bur
A d Diechsle zwunge het. Wen grad de Mo
Dur d Wolke möge het, so ischt im Vatter
Sin Schatte gägem Häiri duregschosse.
De het em i dr Wuet mit beede Bäine
De Chopf vertrampet, bis di feischer Nacht
De Wäg und d Manne wider zuedeckt het.
Am Hüslü säit dr Alt: «Iez wer s mr lieber,
I chönnt do unde schlofe, weder z nacht
Dert ue go früre. Loh mi hütt in Stall!»
«Gäll, hütt in Stal und morn efang i d Chuchi,
Und übermorn i d Stube und i d Chamer!
Hescht dewäg grächnet?» fahrt de Häiri uf.
«Gwüß Gott im Himmel obe! nid i d Chamer.
I d Stube wili und uf d Chouscht, suscht nüt.
Und bini uf dr Chouscht, so stirbi gärn.»
«Verreck do ussel!» brüelet iez de Häiri,
Und ryßt de Charscht bim Schöppli ab dr Latte.
Dr Alt verwütscht e Haue, trifft de Bueb,
Pariert und wehrt si win en Grenadier,

Wo mit em Cholbe druf goht i dr Not.
Den sinkt er schwer i d Chneu. Im Augblick
Versteckt de Mo d Latärne, schwarzi Nacht
Ischt um si gsi, as käin dr ander gseht.
Wo d Feischteri nid wucht, so lost de Häiri
Und ghört de Vatter weiße win es Chindli,
Und ghört en briegge; rüehrt de Charscht ewägg
Und suecht und gropet vürsi uf de Chneune,
Bis wo de Hanes lyt. Jez zieht de Mo
De Vorhang wider uf und luegt uf d Wält,
Was dunde 'gange seig und gseht di zwee,
Di starche Manne, wi dr äint dr ander
Um d Achsle gnoh und müejhsam ufgstellt het.
De Jung het mit em Lumpe, schüch und duch
Im Alte s Bluet abbutzt und het em ghulfe,
Di schwache Bäi bis gäg dr Hustör schläike.
S het ken kes Wörtli gsäit, bis d Tör ufgoht,
Und d Frau veruse zündt: «Ums Himels Wille,
Was ischt do usse los?» Do säit de Häiri:
«De Vatter hani troffe. Dank s im Hergott:
Er ischt no läbig. Nim en iez i d Stube!
Er möcht uf d Chouscht und s ghört em. Hilfsch mr nid?»

WERKE IN HOCHDEUTSCHER SPRACHE

DIE SPINNE. EINE NOVELLE (ERSTDRUCK) 151

UNTER DER TREPPE. EINE JUGENDFESTGESCHICHTE 189

GEDICHTE 211

Die Spinne

EINE NOVELLE

Die Carousselorgeln machten den gewöhnlichen Lärm, der jedes Jahr vierzehn Tage lang die Ohren der braven Bürger von B. berauscht. Glänzende Prachtbuden, die ersten Sehenswürdigkeiten der Welt enthaltend, lockten die Neugierigen. In einer dieser Buden, etwas über der Menge erhöht, stand ein Mädchen. Sechzehn mochte sie zählen; dunkelblondes Haar, hellblaue Augen und ein feingeschnittener Mund ließen die jugendliche Gestalt einer gewissen Anmut nicht entbehren. Ein blaugrün schillerndes mit Berechnung geschnittenes Kleid erhöhte den vorteilhaften Eindruck. Das Mädchen stand unbeweglich; ein düsterer, oft fast wehmütiger Zug lag auf seinem Gesicht; nur zuweilen huschte ein flüchtiges Lächeln über seinen Ernst hin. Es verschwand, sobald die Glocke den Beginn der Vorstellung anzeigte und tauchte nachher mit großer Pünktlichkeit am alten Platz wieder auf. In dem ansehnlich Glasgehäuse, vor dem es stand, prangte eine riesige Lilie, deren herrlich weiße Blätter und Staubgefäße trotz der unnatürlichen Größe mit bewundernswerter Treue nachgebildet waren. Wilhelm, ein siebzehnjähriger Gymnasianer, dem dies Kunstwerk besondern Eindruck machte, glaubte, jeden Augenblick eine reizende Blumenelfe aus dem glänzenden Kelch auffliegen zu sehen und kaum gedacht, stieg auch schon der Kopf und langsam die ganze Gestalt des Mädchens, das eben noch draußen gestanden hatte, vor seinen erstaunten Augen in die Höhe, ein gar liebliches Bild, wenn nicht die höfliche Langeweile einer von Minute zu Minute, von Tag zu Tag sich wiederholenden Budenvorstellung darauf gelegen hätte. Lautlos, kalt lächelnd, wie sie gekommen, versank die Erscheinung wieder auf dem Boden der Lilie, die Staubbeutel schwankten noch einen Augenblick auf langen dünnen Stielen, dann stand das Mädchen wieder draußen und blickte ernst über die summende Menge hin.

Eine riesige Spinne mit Menschenkopf, die außen gemalt, innen in Wirklichkeit zu sehen war, bildete die Hauptanziehung der Bude. Man staunte, rief, schwankte und ließ sich schließlich vom Ausrufer willenlos an die Kasse ziehen; Burschen, ihre Mädchen am Arm, erschienen lachend wieder am Ausgang und ermunterten die Herumstehenden, deren fragende Blicke sie durchbohrten. Die dicke Kassierin rieb sich vergnüglich die fettigen Hände, der Ausrufer hatte riesige Erfolge, was ihn zu immer dreisterem Vorgehen und kühneren Versprechungen anfeuerte.

Nur Wilhelm war nicht zu haben. Er trat unmutig in die Menge zurück und lehnte sich im Hintergrund mit verschränkten Armen an einen Laternenpfahl. Von hier aus konnte er ungestört das Mädchen betrachten, das seinen poetischen Gedanken so unvermutet Realität verliehen hatte. Er besah sich genau das hübsche Gesicht, musterte den Bau des schlanken Körpers und blieb in seinem Sinnen endlich bei dem ernsten Zug ihres Mundes stecken, der ihm gleich aufgefallen war. Sie war schön; doch schien ihm, daß das glänzende Kleid, das den halberblühten Leib umgab, und das beim ersten Blick seine Bewunderung erregt hatte, nicht zu ihr passe. Wilhelm konnte sich nicht sagen, warum; aber die Tatsache war da und beschäftigte ihn den ganzen Abend. Das war so seine Art. Ein Unbedeutendes, das einmal seine Aufmerksamkeit erregt hatte, verfolgte ihn überall hin und ließ ihn nicht eher los, als bis das Problem gelöst war. Man nannte ihn einen Grübler; seine Lehrer warfen ihm Zerstretheit vor und gaben ihm Strafe; die nahm er ruhig hin und grübelte weiter.

So gings ihm auch heute. Das Mädchen war längst seinen Augen entschwunden, die Buden waren geschlossen, die Lichter gelöscht, Totenstille herrschte auf dem Platz, wo den ganzen Tag die Orgeln gequiekt, die Ausrufer gekreisch hatten, das Auge des Gesetzes wandelte abgemessenen Schrittes über das Pflaster; Wilhelm stand in einer heimlichen Ecke zwischen den grünen Wagen, die den Platz flankierten, wo, wie er wohl wußte, der Gegenstand seiner Gedanken dem morgigen, trostlos sich wiederholenden Tagwerk entgegenschlummerte. Eines der winzigen Fensterchen stand zur Hälfte offen und ließ die leisen, unregelmäßigen Windstöße ein, die mit den weißen Vorhängen ein neckisches Spiel trieben. Drinnen regte sich nichts; draußen hörte der lauschende Knabe den leisesten seiner eigenen Atemzüge.

Als Wilhelm endlich im Bett lag, warf er sich nach links, nach rechts, seinem Problem nachstudierend. Was war nur an dem glänzenden Kleide, das ihm zuerst so gut gefallen hatte und ihn jetzt abstieß? Nicht sein ästhetisches Gefühl konnte verletzt sein; denn das Kleid an sich war schön, das Mädchen auch, Farbe der Haare, der Augen, alles harmonierte vollkommen – auch hatte er von Kameraden die ganze Erscheinung loben hören und doch – ihm schien es immer mehr, als passe das Mädchen nicht in das Kleid, das ernste Gesicht nicht in den bunten Flitter. Der Grund seiner Wahrnehmung mußte also tiefer liegen. Soweit war er in seinen jugendlichen Gedankengängen gekommen, als ihm spät die Augen zufielen.

Am nächsten und übernächsten Abend war Wilhelm wieder auf dem Platz und setzte seine Studien fort. Er glaubte nun der Lösung um vieles näher gekommen zu sein und war schließlich fest überzeugt, die einzige richtige Erklärung der ihm so merkwürdigen Tatsache gefunden zu haben. Nun freute er sich seines Siegs und lehnte desto öfter an seinem Laternenpfahl, der gerade soweit von der Bude abstand, daß dem Mädchen seine allabendliche Anwesenheit nicht auffallen

konnte. Durch das wirklich hübsche Gesicht angezogen, wandte er seine Aufmerksamkeit immer mehr diesem zu und betrachtete bald das Kleid als etwas Nebensächliches. Das düstere Leuchten dieser Augen, der harte Ernst dieses Mundes sprachen zu seinem Gemüte und ließen ihn Teilnahme empfinden, wo er objectiv hätte urteilen sollen. So trat ihm das Mädchen näher; er erhob es in seinen Gedanken über die Gesellschaft, in der es lebte, ein poetischer Schein verklärte ihm seine Züge; es stieg aus dem Schmutz des Lebens ins reine Licht einer höheren Welt. Es stand fest, dieser Engel war das Opfer schmachvoller Verhältnisse, eines unglücklichen Schicksals; dafür zeugte die stumme Sprache ihres Gesichts; die konnte nicht lügen. Damit war sein Problem gelöst; denn paßte das Mädchen nicht in diese Gesellschaft, so konnte auch das Kleid, das seine Zugehörigkeit bezeugte, nicht an das Mädchen passen.

So phantasierte der Knabe am Laternenpfahl in jugendlichem Optimismus und wollte nicht glauben, was ihm seine, ob auch geringe Lebenserfahrung einflüsterte: Sie ist wie alle, geboren in Unglück, in Schande, gewachsen und erzogen nur zum Beruf eines armseligen Budenmädchens, das ohne Ahnung eines Besseren träumend durch die Jugend zum Laster, vom Laster zum frühwelken Alter und zum Tode eilt, das, wenn je ein Blick in andere Verhältnisse ihm offen steht, zürnend sich abwendet und tiefer in sein trostloses Dasein sich gräbt. Es ist ein Traum, in dem viele leben und aus dem sie selten erwachen, weil sie darin geboren sind.

Es war eine eigentümliche Stimmung, in der der Halberwachsene in diesen Stunden sich befand, da er seine einseitige Freundschaft pflegte. Der betäubende Lärm des Platzes, das leichtsinnig-wehmütige Geleier der Orgeln, die Gegensätze von blendendem Licht und heimlicher Dunkelheit umweben jeden, der in ihren Bereich tritt, mit dem Schleier eines unbestimmten Gefühls, darin er umhergeht wie im Traum, zu nichts aufgelegt, zu allem fähig. Diese Stimmung umfing auch Wilhelm, sobald er den Platz betrat; so wirkte das Anziehende seiner Situation mit verstärkter Gewalt auf ihn. Er schwärmte und schwelgte in reizenden Phantasien, machte Verse, die ihm aber nie auf dem Platze gelangen. Im stillen Kämmerlein jedoch, wenn er aus dem Born der Erinnerung, darin jedes Gefühl sich klärt und stärkt, schöpfen konnte, flossen sie wie lautere Brunnlein.

Du Budenkind, was blickst Du kalt hernieder
Auf Festeswogen der vergnügten Menge?
Kein Regen geht durch deine jungen Glieder,
Ob gaffend deine Schönheit man umdränge.

Doch deiner Augen wehmutsvolles Starren,
Ein bitterer Zug am Mund verrät dein Leben.
Fühlst du dich wohl in einer Welt voll Narren,
Und von der Menschheit untersten umgeben?

Nun lachst du doch! Du kannst noch scherzen?
Wie reimt sich das zu deiner Augen Trauer?
Willst du die düstern Orte deiner Schmerzen
Umgeben mit des Witzes starrer Mauer?

Unter seinen Kameraden galt Wilhelm, sobald sein Geheimnis entdeckt war, für den erklärten Geliebten der Spinne, wie der Schulwitz das Budenkind zu benennen beliebte. Der Spott, der ihn verfolgte, ließ ihn nun den Platz seltener aufsuchen, da er befürchtete, von den boshafte Genossen in seinem stillen Verkehr gestört zu werden. Als der schrille Ton des Glöckchens das Ende des Festes verkündete, lehnte er noch einmal am Pfahl und sah dem Abbruch der Bude zu. Die Lilie, die Riesenspinne, verschwanden; der Knabe mußte immer stärker gegen die Wehmut kämpfen. Schließlich wandte er sich ab, um sich still zu entfernen; da stand er einem starken Manne gegenüber, der die Haare des Budenkindes zur rohen Züchtigung faßte. Ein Strom von Scheltworten ergoß sich auf das arme Geschöpf; es duckte sich schweigend und verschwand in einem der grünen Wagen, deren winzige Fensterchen so trostlos blickten.

Wilhelms Hand hatte gezuckt; doch die Ohnmacht dem Stärkeren gegenüber bändigte seinen Zorn; er trat rasch den Heimweg an.

Sieben Jahre später war Wilhelm wieder in B., erwachsen, ein Mann von stolzer, schöner Eigenart. Heidelberg, Leipzig, Berlin hatte er durchstudiert und war nun in seine Vaterstadt zurückgekehrt, um hier seine Examen abzulegen. Durchjubelte Nächte, fröhliche Reisen, tiefe Studien waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen; doch war er im Grund sich gleich geblieben, äußerlich schweigsam und ernst, innerlich voll feuriger Lebenslust.

Wie vor sieben Jahren quiekten die Orgeln, kreischten die Ausrufer, als er über den Platz schlenderte, eine beschauliche Cigarette zwischen den Lippen kneifend. Fast wollte die alte Stimmung ihn beschleichen, und als ihm gar wie damals die Riesenspinne mit Menschenkopf in die Augen fiel, lächelte er in fröhlicher Erinnerung.

«Kurze Liebe», sprach er zu sich selber. «In zwei Monaten war der Spuk vorbei. Ob sie auch wieder hier ist?»

Er schlenderte weiter.

«Ich war ein Kind. Wie konnte ich glauben, sie sei besser als andere! Nun, 's war schön und interessant; es war ja meine erste Liebe. Ach was, Liebe? Ich schwärmte, wie Knaben schwärmen; von Liebe konnte keine Rede sein. Und doch war's schöner als vieles, was man Liebe nennt. Es lag so was heimlich Verwegenes, so was herrlich Unnatürliches drin. Die Luft schien mir blauer, die Erde grüner, der Himmel viel näher. Ich träumte einen herrlichen Traum. Nachher freilich bin ich aufgewacht und habe auch im Wachen geliebt. Ob nun Traum oder Wirklichkeit schöner war?»

Er lehnte sich wieder an den Laternenpfahl.

«Jede Liebe ist eigentlich ein Traum und das Erwachen oft nicht halb so lieblich. Wir schwärmen und streben, die Rose zu küssen und merken erst nachher, daß sie auch Dornen hat.»

In solchem Selbstgespräch durchbummelte Wilhelm den Platz, bis die Buden geschlossen waren und dunkle Einsamkeit in den Gassen lag; dann schlug er den Weg durch die grünen Wagen mit den winzigen Fensterchen ein, wo er einst lauschend gestanden hatte. Da hörte er sprechen, leise und eindringlich.

In einer dunkeln Ecke zwischen den Wagen und dem anstoßenden Hause stand, schwach erkennbar eine Frauengestalt, vor ihr ein kleiner Mann, der ihre Hand gefaßt hielt und sie mit sich zu ziehen suchte. Wilhelm blieb stehen; wie ein Blitz schoß die Gestalt der Spinne durch seine Erinnerung; sie stand leibhaftig vor ihm. Er ahnte, was hier vorging und wieder zuckte seine Hand wie vor sieben Jahren. Doch hielt er an sich und lauschte.

«Ich will nicht», tönte es gepreßt von des Mädchens Lippen.

«Du mußt», antwortete eine tiefe, leidenschaftliche Stimme, bei deren Klang Wilhelm auffuhr wie ein gereiztes Raubtier. Seine Hand erhob sich und legte sich langsam mit drückender Wucht auf des Fremden Schulter. Sein flammendes Auge traf den Aufblickenden; ein kurzer, gräßlicher Fluch – der Kleine verschwand in einer dunkeln Gasse.

Die Spinne stand hochatmend an der Wand des nahen Hauses, ein Lichtschimmer aus einem der Wagenfenster traf ihr Gesicht und ließ Wilhelm erkennen, daß er sich nicht geirrt hatte. Sie schien ungewiß, was sie zu erwarten habe; vielleicht hielt sie ihn für einen neuen Bedränger, den ebenfalls schlimme Leidenschaft hergetrieben. Jedes andere Motiv seines Handelns mußte ihr näher liegen, als das richtige. So wich sie zurück und wollte in einen der Wagen schlüpfen, als ein leises, aber gebietendes Halt! ihre Schritte fesselte.

Sie stand unentschlossen.

Wilhelm trat näher und fragte in ruhigem Tone:

«Was hatte der Mann hier zu tun?»

Die Spinne gab keine Antwort, sondern schickte einen lauernden Blick ins Augenlicht des Fragenden.

«Kennen Sie den Mann?»

Keine Antwort.

«Kennen Sie den Mann?»

Der ruhige, bestimmte Ton zwang schließlich das Weib, das zum ersten Mal vor einer Persönlichkeit stand, zur Antwort:

«Nein.»

«Wann und wie kam er hierher?»

«Er wartete hier auf mich, als die Lichter gelöscht waren.»

Wilhelm wandte sich zum Gehen; als die Spinne sah, daß sie nichts zu befürchten hatte, rief sie leise:

«Herr!»

Wilhelm blickte zurück.

«Ich danke Ihnen.»

Die Spinne verschwand im Wagen, Wilhelm irrte noch lange durch die Straßen und sann dem Erscheinen des Kleinen nach, der so großen Respekt vor ihm gezeigt hatte. Diese Gedanken, die ferne Gestalten vor ihm aufsteigen ließen und schwach vernarbte Wunden aufrissen, beschäftigten ihn so, daß er die andere Begegnung darüber ganz vergaß. Und doch war auch diese in ihrer Art nicht uninteressant. War Wilhelms Natur die gleiche geblieben, so konnte dieses Wiederauftauchen der Spinne nicht spurlos an ihm vorübergehen, ob auch die Verhältnisse ganz andere waren als vor sieben Jahren. Hatte er damals an Liebe gedacht und eine jugendliche Freude an dieser außerordentlichen Bekanntschaft empfunden, so konnte heute davon keine Rede mehr sein. Er war ein Mann geworden, hatte Leute und Länder gesehen und verkehrte mit Personen seines Standes. Sie war zum Weib erwachsen und hatte den Nimbus der Knospe, die im Entfalten am reizendsten ist, verloren; wer wußte, welche Winde schon durch die Blätter der erblühten Rose gestürmt hatten?

Und doch, als Wilhelm am andern Tag, immer noch dem Erscheinen seines kleinen Feindes nachgrübelnd, halb unbewußt in Papieren kramte und ihm dabei ein Blatt in die Hände fiel, worauf mit schwachem, zögerndem Bleistift einige Verse gekritzelt waren und als er las:

Du Budenkind, was blickst du kalt hernieder

Auf Festeswogen der vergnügten Menge...,

da gab er sich gern dem freudigen Gefühle hin, das plötzlich seine Düsterteit zu verscheuchen begann. Erst jetzt fing er an, die Szene von gestern Abend noch einmal durchzuleben. Wie merkwürdig, daß gerade sie es war, die er zufällig vor den Zumutungen des Lüstlings bewahrte? Er vergnügte sich, die Gestalt, die so lange in Vergessenheit geschlummert hatte, von ihrem Scheintode zu erwecken; bald glaubte er wieder am Laternenpfahl zu stehen und wie eine alte Bekannte grüßte die Spinne aus ihrer Bude. Er sah die gelben Staubbeutel der Lilie auf langen dünnen Stielen schwanken, er glaubte das Gesumme, den betäubenden Lärm des Platzes zu hören, ein Duft von Fest- und Jugendfreude zog durch die Luft. Und er dankte ihr, daß sie seine trüben Gedanken verscheucht hatte.

Von jetzt an war das liebliche Frauenbild ihm ein willkommenes Mittel, sich in guter Laune zu halten, wenn Zorn und Rache seinen aufgeregten Sinn an die verhaßte Gestalt des Kleinen fesseln wollten. Und während er täglich auf dem Platz war, um in der Erinnerung zu leben – was lag an dem unschuldigen Vergnügen? – verschmolzen sich unmerklich die Gestalten des Einst und Jetzt, sodaß es bald nicht mehr die bloße Erinnerung war, die ihn lockte.

Es gibt Naturen, bei denen die Liebe nicht langsam reift, sondern plötzlich groß und drohend da steht, wie ein schneller Zauber, bei denen, sobald die Leidenschaft einmal aufgestanden ist, die praktische Lebensweisheit jeden Anspruch auf Berücksichtigung verliert oder doch sich willig in den Dienst der Leidenschaft stellt.

Aber Wilhelm dachte nicht an Liebe. Er träumte wieder und wollte nicht erwachen. Und träumte weiter, weiter bis jählings ein harter Ruck ihn fallen ließ und zur Besinnung brachte.

Da stand er plötzlich vor ihm, groß und deutlich: Deine Liebe ist kein Traum, sie ist Leben.

Die Vernunft begann gegen diese junge, starke Leidenschaft anzukämpfen, die im Innersten seines Wesens ihren Ursprung hatte, in dem Drang zu träumender Hingabe an das Ungewöhnliche. Nun suchte er jedem Gedanken an sie auszuweichen, sich schon vor dem Betreten des Platzes hütend; aber eine Stimme, deren Klang nicht zu betäuben war, rief in ihm: «Rette sie, noch ist es Zeit, aus den Banden ihres niedrigen Lebens und schenke sie der Menschheit.»

«Zu spät», sagte er sich, «zu spät. Sie ist und bleibt, was sie ist. Und was ist sie?» Er versetzte sie gewaltsam in alle Lagen, in die ihr wanderndes Leben sie bringen konnte; er ließ sie Kämpfe kämpfen und in allen unterliegen; er sah sie entehrt, zerlumpt, verachtet, versenkt im Pfuhl schamloser Leidenschaften; umsonst, immer wieder hob sich ihre Gestalt rein vor seinen Augen und rief ihm zu: «Rette, oder über dich mein Verderben!» Dann glaubte er sich berufen, Menschenfischer zu werden, Seelen zu retten vor dem Untergang.

In solchen nächtlichen Geschichten schien ihm ihr Auge Feuer zu sprühen, ihr Mund war verzerrt von den Qualen grenzenlosen Unglücks, ihre Arme krampften sich nach ihm, ihn an die heiße Brust zu ziehen. Wenn er dann zitterte und der hemmenden Vernunft den Abschied gab, so schien auch ihre Gestalt weich zu werden. Die Glut ihrer Augen wurde zum heimlichen Leuchten, der verzerrte Mund legt sich in sanftere Linien, die von der Todesblässe aufblühenden Lippen jauchzten dem Kusse entgegen, ihre Arme legten sich leise, leise um seinen Hals; die Furie war zum Weib geworden. Ihm schien es, eine Königin läge in seinen Armen, alle Schätze der Welt als Brautschatz zu seinen Füßen; er aber stieß von sich den blinkenden Tand, um allein das Weib zu behalten, arm, verstoßen, aber frei und glücklich.

Morgen ging das Fest zu Ende. In einer engen, schmutzigen Gasse sah Wilhelm die Spinne mit zerzaustem Haar und angstvollen Blicken in einer Ecke kauern. Ein ärmlich graues Kleid, worin er sie noch nie gesehen, deckte ihren Leib.

Wilhelm blieb unwillkürlich stehen; doch bevor er sich über die seltsame Erscheinung Gedanken machen konnte,

schnellte das Mädchen in die Höhe und stand mit einem Satz vor ihm.

«Herr, helfen Sie mir!»

Sie warf ihre Augen von einer Seite zur andern, ihre Arme fuhren leidenschaftlich durch die Luft.

«Oh, oh, sehn Sie, er kommt, er kommt!»

Einen Augenblick suchte sie sich hinter ihm zu verstecken, sich eng an ihn schmiegend; dann flog sie die nahe Treppe empor, die in eine öffentliche Allee führte, und verschwand. Rasch entschlossen wollte Wilhelm ihr nacheilen; doch blieb er stehen, als er jenen großen Mann erblickte, der schon vor sieben Jahren die Spinne so roh gezüchtigt hatte, und den er gleich wieder erkannte.

Jene Scene stand noch vor ihm wie von gestern. Der Lange, aufgeregter noch als das Mädchen, pustete fluchend durch die enge Gasse an der Treppe vorbei, worauf ihn der Menschenstrom einer breitem Straße verschlang.

Als Wilhelm die Treppe hinauf und durch die Anlage schritt, hockte die Spinne unter einem Busch und äugte scharf umher. Wieder schoß sie auf und stand vor ihm mit ihrem:

«Herr, helfen Sie mir!»

«Was soll ich helfen? Ich weiß ja nicht...»

Wilhelm wußte nicht, was er sagen sollte. Sie, immer nach allen Seiten blickend, zitterte:

«Mein Vater! Er tötet mich, wenn er mich findet.»

«Er ist auf der falschen Fährte.»

Sie atmete tief auf und begann zu erzählen.

«Ich bin ihm fortgelaufen, er hat mich immer geschlagen. Ich will fort, ich kann nicht mehr bleiben.»

Wilhelm setzte sich auf die nahe Bank, die Spinne, sich scheu umsehend, ließ sich müde neben ihm nieder und fuhr fort:

«Ich bleibe keinen Augenblick länger; ich bin alt genug, mich nicht schlagen zu lassen. Ich bin nicht da, für ihn zu schaffen, ohne Lohn, ohne Speise, nur Schläge jeden Tag, mehr als genug. Er kann nun ohne mich zusehen; ich will mir schon selbst helfen. Mag seine Bude verlumpen, was geht's mich an!»

Sie hatte sehr schnell gesprochen und holte tief Atem. Dann lachte sie auf:

«Bald wäre er dann froh, mich wieder zu haben; er wird mich streicheln und locken, gute Namen geben und Geld zeigen; aber dann will ich einmal lachen und nein sagen.»

Sie ballte leidenschaftlich die schmale Hand. Ihre Gestalt, mittelgroß, schlank, doch mit vollen Formen, die während des Sprechens hart an Wilhelms Seite auf die Bank gelehnt hatte, richtete sich einwenig auf.

Auf dem hellen Kies zu ihren Füßen lagen herbstlich dürre Blätter in Menge. Durch die fast schon kahlen Büsche blickten die Mauern einer alten hohen Kirche mit zierlichen gotischen Fenstern, um deren Turm einige Dohlen flatterten. Die Sonne blickte durch trübende Wolken. In der Ferne gingen Menschen vorüber.

Ein Windstoß fuhr über den beiden durch die Bäume; die Spinne erschrak heftig und barg sich eng an Wilhelms Körper, instinktiv seinen Arm umkrallend. Als alles ruhig blieb, kam sie plötzlich zur Besinnung, sprang auf und sagte schüchtern:

«Ich will nun fort.»

Wilhelm, der sich allmählich in seine Lage gefunden hatte, sann nur noch darauf, dem armen Geschöpf zu helfen.

«Wohin wollen Sie?»

«Fort, daß der Alte mich nicht findet.»

«Und dann?»

«Fort aus der Stadt, weit weg.»

«Was soll dann werden?»

Sie starrte einen Augenblick wie abwesend ins Leere. Dann lachte sie.

«Ich will mir selber helfen. Ich suche eine andere Bude und lasse mich anstellen, für schönen Lohn. Ich hab' ja so viel gelernt!»

Wieder sann sie nach und rief dann:

«Ich kann ja tanzen! Ich werde Tänzerin! Hahaha!»

Und in tollem Leichtsinns begann sie, in wiegendem Tanzschritt sich von einem Fuß auf den anderen zu werfen, schneller, immer schneller; sich drehend, sich windend malte sie graziöse Stellung und reizende Figuren, daß ihr einfach graues Kleid im Winde flog.

Wilhelm betrachtete sie erstaunt; so hatte er sie sich nicht vorgestellt. Als sie erschöpft inne hielt, wandte er sich mit

kurzem Gruß zum Gehen.

Nun war sie auf die Bank gesunken und weinte krampfhaft.

Dieser nochmalige Wechsel ging nun erst recht über Wilhelms Verständnis; doch ergriff ihn wieder das Mitleid, sodaß er zu ihr zurückkehren mußte.

«Sie baten mich vorhin um Hilfe.»

Sie nickte durch die Tränen.

«Zur Tänzerin kann ich Ihnen nicht helfen; doch weiß ich etwas anderes und besseres.»

Und nun begann er, genau wie er sich die Sache schon längst zurechtgelegt hatte, ohne je ernsthaft an ihre Realisierung zu denken, ihr seinen Plan mitzuteilen. Sie hörte ihm zuerst, immer noch schluchzend, teilnahmslos zu; dann wurde sie plötzlich aufmerksam und schien Interesse an der Sache zu gewinnen. Wilhelm fuhr freudig fort; er wollte den kleinen Funken, den er geweckt hatte, anfachen zum emsigen Feuer; sie sollte ein anderes Leben und andere Ziele kennen lernen. Warm und eindringlich sprach er auf das Mädchen ein, das bald keine Spur seines vorherigen Leichtsinnes noch seiner tiefen Niedergeschlagenheit mehr zeigte, sondern ruhig da saß und sich leiten ließ, wie ein bestrafte Kind. Schier willenlos, so schien es Wilhelm, ging die Spinne auf alle seine Vorschläge ein.

Einige Tage später saß sie in ihrem kahlen Stübchen im Hause einer ehrbaren, nachsichtigen Frau, bei der sie durch Wilhelms Vermittlung als Mädchen Anstellung gefunden hatte. Ein Bett, ein kleiner Tisch mit zwei Stühlen, ein eiserner Ofen in der Ecke war die ganze Ausstattung, die ihr zur Verfügung stand; dazu ein Schrank vor der Türe im Gang. An der Wand hing ein rechteckiger Spiegel, gegenüber ein Bild, das in platten Farben einen Kirchhof mit Sonnenauf- oder untergang zeigte. Darunter zwei verschlungene Hände. Die Spinnweben in der einen Ecke hatte sie schon entfernt und saß nun am offenen Fenster.

Die Sonne, nahe am Versinken, spiegelte sich in den Scheiben, während milde Abendluft hereindrang. Langsam wanderte ein leuchtender Streifen der reflectierten Strahlen auf der Wand des Zimmers von hinten nach vorn, bis die scharfen Sonnenpfeile die Spinne ins Auge trafen und ihr im Fenster das Bild des glänzenden Abendhimmels zeigten. Da trat sie vor die spiegelnde Scheibe, ließ durch einen raschen Griff den Strom ihrer dunkelblonden Haare über die Schultern herabfluten und stand in der Betrachtung ihres Bildes versunken. Leuchtendes Gold der sinkenden Sonne ruhte auf der einen Hälfte ihres Gesichts, scharf abgegrenzt lag dämmernde Blässe auf der andern. Da schien ihr, das häßliche Kleid passe nicht zum Bilde ihres hübschen Kopfes; sie trat zwei Schritte zurück, sodaß der Fens-terrahmen bis unter ihren Hals zu steigen schien, ihren Leib mit seiner garstigen Hülle verdeckte. Es war das erste mal, daß sie sich selbst gefiel; ja zum ersten mal nahm sie sich die Mühe, sich selbst zu betrachten.

Das Sonnenlicht wurde spärlicher und plötzlich bedeckte die Blässe auch ihre andere Wange. Sie schloß das Fenster und wollte das Zimmer verlassen, trat aber errötend zurück, als Wilhelm auf der Schwelle erschien. Rasch versuchte sie, ihre Haare in Ordnung zu bringen, doch schien er nicht auf ihr Aussehen zu achten, als er sie fragte, ob sie gut versorgt sei. Das war ihr fremd, daß jemand sich um ihr Wohl kümmerte; sie hatte geglaubt, Wilhelm werde sie, nachdem er ihr die Stelle verschafft, ihrem Schicksal überlassen. Sie beantwortete seine Fragen und wußte nicht, was sie dabei denken sollte. Allmählich aber, dem dunkeln Trieb folgend, der sie Wilhelms Hilfe hatte suchen lassen, gab sie sich dem wohligen Gefühle der Sicherheit hin, das uns in der Nähe von Menschen umfängt, aus denen, wie aus Wilhelm, Freundschaft und Wohlwollen spricht. So wurde sie keinen Augenblick verlegen, als er sie plötzlich fragte, warum sie ihr «Herr, helfen Sie mir!» mit so großem Vertrauen an ihn, den Unbekannten, gerichtet habe. Mit einer gewissen Treuherzigkeit sagte sie:

«Herr, ich will es ihnen erzählen. Wir hatten einmal in unserer Bude ein Hündlein, weiß und schwarz, ein herziges Tierchen. Das war so zu uns gekommen. Ich war selbst noch ein kleines Mädchen, als ich auf der Straße sah, wie ein großer Hund dem winzigen Ding ein Knöchlein zu entreißen suchte. Als es sich aus Leibeskräften zur Wehr setzte, wäre es ihm beinahe schlimm ergangen. Da riß es aus und der Große hinterdrein. Ich nahm das Geschöpfchen auf den Arm und trug es um die nächste Ecke, denn es dauerte mich. Aber als ich davon ging, konnte ich es nicht los werden; es hielt sich dicht an meine Tritte. Ich war noch jung, glaubte es folge mir aus Hunger und gab ihm von meinem Brot. Da hing es sich erst recht an mich. Da hab' ich es mit mir genommen und gehegt und gepflegt und von meinem Brot genährt und vor den rohen Tritten der Männer geschützt, bis es starb.

Als Sie jenen kleinen Mann von mir abhielten, sah ich Sie nur flüchtig und seither nicht mehr. Da, als der Alte wütend hinter mir her war und Sie an meiner schützenden Ecke vorbeigingen, trieb es mich, Sie anzurufen und um Hülfe zu bitten. Hätten Sie mich von sich gestoßen mit Fußtritten, wie mein Vater das Hündlein, ich hätte doch wiederkommen müssen.»

In Wilhelm kämpfte es bei diesen Worten; er atmete stark, um einen Ausbruch seiner jungen, starken Leidenschaft zu

verhüten und verließ ihr Zimmer, in dem es ihm unheimlich wurde; denn die Sonne war untergegangen, Dunkelheit kam ins Fenster und er war allein mit ihr und seinem glühenden Herzen.

3 Erinnerung

Der Wunsch, ihrem Helfer zu gefallen, hatte Flora – so hieß die Spinne – schon an dem Abend bewegt, da sie zum ersten Mal sich selber betrachtet hatte. Seither war dieser Wunsch gewachsen und war, immer bestimmtere Form annehmend, schließlich zur leidenschaftlichen Liebe geworden, die ihr ganzes Wesen, ihr Denken und Handeln beherrschte. Das war nicht jene Liebe, zu deren Verherrlichung in fernen Zeiten begeisterte Sänger von Hof zu Hof, von Land zu Land zogen, in eifrigem Wettgesang um den Lorbeer singend; es war auch nicht die Liebe, in der das keusche Mädchen geruhlicher Stände zu ihrem Jugendfreund oder zu einem galanten Tänzer zierlich entbrennt; Floras Liebe war vielleicht gemeiner, dafür aber elementarer und entbehrte auch nicht eines idealen Momentes. Sie glühte für ihn, wenn er fern war, wie sie schon für manchen geglüht; stand er aber vor ihr, dann schwiegen die Wünsche; dann erschien er ihr wie ein höheres Wesen aus einer anderen Welt, von der sie in fernen, glücklichen Tagen hatte erzählen hören.

Als sie anfang zu kämpfen gegen das niedrige Wesen ihres vorherigen Seins, da hatte dieser keimende Trieb, zu dem Wilhelm den Samen gelegt, ohne Halt in freier Luft geschwankt, war oft, vom Winde zerzaust und gebrochen, zurück gesunken aufs sumpfige Erdreich, bis neben ihm empor ihre Leidenschaft wuchs und schnell zum kraftvollen Stamm wurde, an dem nun jener schwächliche Trieb sich emporrankte und allmählich erstarkte. Wenn etwas ihr die Kraft geben konnte, in dem neuen Leben sich aufrecht zu erhalten, so war es diese Liebe; dies mochte schon damals im Dunkel des Unbewußten mitgewirkt haben, als sie sich von Wilhelm so willenlos hatte über die Brücke führen lassen, die nun abgebrochen war. Hatte sie auch in seltenen Augenblicken die Last ihres früheren Berufes empfunden und sich im Geheimen gesehnt nach einem Leben, das sie nicht kannte, nie wäre ihr der Gedanke gekommen oder hätte sie gar den Mut gefunden, sich loszusagen von der Gesellschaft, der sie von Jugend auf angehörte. Da war er zu ihr gekommen, den sie zuerst für einen der vielen hielt, die für kurze Zeit ihre Gunst suchten; er aber hatte ihre Hand ergriffen und freundlich mit ihr gesprochen. Das war ihr nie geschehen; diese Hand mußte sie fest halten oder untergehn, obgleich sie von ihm weder Achtung noch Liebe verlangen konnte.

Doch zu letzterer Einsicht war sie erst später gekommen. In ihrer angeborenen, sonnigen Sorglosigkeit glaubte sie erst, sie müsse ihm gefallen, wie sie schon manchem gefallen; als er aber kalt blieb und keinen Anmachungsversuch machte, da verlor sie ihre Sicherheit und geriet in Verzweiflung. Langsam rang sie sich zu der Einsicht durch, daß sie sich ihm hingeben müsse, ohne irgend etwas von ihm verlangen zu dürfen und je mehr sie in der Bildung, die er ihr angedeihen ließ, fortschritt, umso zurückhaltender wurde sie gegen ihn. Dann machte sie sich wieder Vorwürfe, weil sie undankbar schien.

In diesen Jahren, da die Spinne mit großer Mühe Altes vergessen und Neues anzunehmen lernte, belauschte Wilhelm ihr Wachstum mit freudiger Hoffnung. Durch den beständigen Unterricht, den er ihr geben ließ, gehoben, stieg sie rasch zu höheren Stellen; durch Gespräch und Lectüre bildete er ihren Charakter. So zog er sie heran zu einem ganzen Wesen und sah den Tag nahen, wo er ihr seine Liebe gestehen mußte, wenn er seine Absichten verwirklichen wollte. Doch eine Scheu vor diesem Augenblick ließ ihn erst die Monate, dann die Wochen und Tage verstreichen, wodurch er ohne sein Wissen die Qual des armen Mädchens vermehrte.

Wilhelms Liebe war der ferne Stern, dem Flora durch alle Not und alles Leid zugestrebt hatte und der doch, wie sie glaubte, immer weiter vor ihr zurückwich. Sie liebte es, in träumenden Sinnen den weiten Weg im Fluge zu durchheilen und sich zu baden in den Strahlenfluten des Glücks, das sie in seiner Nähe umgab. Dann wieder weinte sie vor Sehnsucht und Angst, denn was sie auf dem Herzen trug, schien jede Möglichkeit einer Vereinigung mit ihm auszuschließen. Nicht immer war, wie an jenem Abend, ein Retter zwischen sie und ihre Verführer getreten; die Stimmen der Wollust lockten süß, süßer, als daß sie ihnen ihr Ohr immer verschlossen hätte.

Wieder an einem Abend trat er hastig in ihr Zimmer und setzte sich ihr in der heimlichen Fensternische gegenüber. Da er aufgeregt zu sein schien, wagte sie nicht, ihn anzureden, sondern blickte durchs Fenster in den glänzenden Himmel.

Einige Krähen flogen schräg durch den Abend und brachen mit hungrigem Geschrei das peinliche Schweigen.

Da begann er mit ungeschicktem Versuch:

«Wissen Sie, Flora, was mich heute so aufgeregt hat? Ich erinnerte mich, wie Sie waren, als ich sie aus der Bude holte. Da kam mir der Gedanke, was Sie wohl in jenem Leben so gut erhalten hat, daß Sie werden konnten, was Sie heute sind. Ich konnte mir keine Antwort geben und frage deshalb Sie.»

Flora blickte auf; so offen und vertraulich hatte er wohl nie gesprochen. Sie begriff nicht recht, daß diese doch ziemlich weitab liegende Frage der Grund seiner Aufregung sein sollte.

Doch antwortete sie freundlich:

«Soll ich Ihnen erzählen?»

Wilhelm nickte und verfolgte in regungsloser Haltung verharrend jede Bewegung der Spinne, die, ihre Augen vor seinen forschenden Blicken durchs Fenster ins Freie flüchtend, zu erzählen begann:

«Ich bin nicht in der Bude geboren. Wo es war, weiß ich nicht; ich muß es vergessen haben, als meine Mutter, die mir von unserer früheren Heimat erzählt hatte, tot war. Meinen Vater hätte ich nicht fragen dürfen; er war immer so schrecklich roh gegen mich. Es war mir auch ganz gleich. Als ich einmal in jenen grünen Wagen wohnte und keine Aussicht hatte, wieder herauszukommen, was brauchte ich zu wissen, wo meine Wiege stand! So lang ich weiß, war ich ein Budenkind und hätte lange Zeit um keinen Preis etwas anderes sein wollen. Ich fuhr ganz vergnügt in unserm wandernden Haus von Stadt zu Stadt und war sehr erstaunt, zu erfahren, daß all die Häuser, die wir sahen und die mir immer wie ungeheure Wagen vorkamen, keine Räder hatten.

«Aber wie fahren sie denn, wenn sie fort wollen?» fragte ich.

«Sie bleiben immer an ihrem Platz, wo sie gebaut sind.»

«Sind denn immer die gleichen Leute drin?»

«Immer die gleichen.»

Das war mir unbegreiflich und ich betrachtete nun diese Leute, die ich da aus- und eingehen sah, als Wesen anderer Gattung.

Später, als ich zu den Vorstellungen zugezogen wurde, schaute ich oft nach den Kindern, die auf der Straße spielten und hätte gern mitgespielt. Ich hatte keine Kameraden und war noch so jung, um immer in der Bude zu stehen und mich vor dem Vater in jede Ecke zu ducken! Manchmal entschlüpfte ich und trat schüchtern unter die Gassenkinder, die mich gewöhnlich zuerst gern aufnahmen, da sie mich als willkommenen Vermehrung ihrer Spielgesellschaft ansahen. Dann aber kamen die großen Jungen, lachten und höhnten mich, daß ich nur aus einer Bude sei. Da fielen auch die Andern über mich her, sodaß ich weinend fortschlich, wenn ich kaum angefangen, mich unter ihnen wohl zu fühlen. Oh, wie manchmal hab' ich geschluchzt in einer dunkeln Ecke, wenn das Gefühl des Allein- und Verachtetseins mich zersprengen wollte, dann schließlich den Schmerz verbissen und vergessen, neue Versuche gemacht und neue Enttäuschungen erlebt! Später lernte ich mein Vergnügen anderswo suchen; damals aber war ich oft so unglücklich, wie ein einsames, gehetztes Kind nur sein kann. Oh, glauben Sie, es lag nicht alle Schuld an mir, wenn ich später auf Wege geriet, die tief abwärts führten. Warum hatte auch ich ein Herz, das sich freuen wollte und mich zu andern hinstieg, seine brennende Sehnsucht und Lust zu stillen? Und warum wurde es abgewiesen, fortgejagt wie ein räubiger Hund, verachtet beschmutzt, so rein es war? Warum machte man mich zu dem, was ich nicht war und nicht geworden wäre?»

Flora war mächtig bewegt; doch fuhr sie, sich gewaltsam zusammennehmend, fort: «Nur einmal wurde ich nicht abgewiesen. Wir waren in einer Stadt mit vielen Türmen und Toren, heimlichen Gängen und alten dunkeln Galerien, die zu beiden Seiten der Gassen liefen. Unter einem solchen Bogen lernte ich einen Jungen kennen, der nicht auf die Straße gehörte, sondern verachtet wie ich in einem grünen Wagen wohnte. Er war wenig jünger als ich, unverdorben und herzlich und erzählte mir lustige Geschichten und wie seine Bude hieß und was da gespielt wurde und anderes. Auch hatte er ein kleines vergriffenes Buch mit filzigen Blättern, aus dem ich ihn lesen lehrte, soviel meine Mutter mir beigebracht hatte. Da saßen wir unter einem der alten Bogen in einer geborgenen Ecke, ließen die Leute vorbeifließen, guckten ins Buch, lachten und küßten uns, denn wir hatten uns herzlich lieb und fanden, so könnten wir es am besten ausdrücken. Ganze Nachmittage saßen wir dort, wo niemand uns beachtete, selbst mein Vater nicht, den ich mit heimlicher Freude vorbeieilen sah. Wenn ich dann meinem Freunde erzählte, daß jener mich schlage, wenn ich heimkomme, weil ich so lange fortgeblieben sei, ballte er seine Faust und schwor, das nicht geschehen zu lassen. Einmal begleitete er mich wirklich heim, um mich zu beschützen. Mein Vater, groß und stark, stand am Eingang der Bude und fuhr mir wie gewohnt mit rohen Fingern durch mein Haar, während ich mich weinend duckte. Mein Freund stand zitternd daneben. Da hörte ich einen unterdrückten Wutschrei; wie eine Katze fuhr der Junge meinem Vater an die Beine und suchte, sich fest anklammernd, ihn zu Fall zu bringen. Ich fühlte mich sogleich befreit und sah dem ungleichen Kampf hilf- und trostlos zu. In seinem, an einen Tobsüchtigen erinnernden Wutanfall, hielt der Knabe mit beiden Armen das linke Bein seines Gegners krampfhaft umschlungen, und während er auch mit den Beinen sich festzuklammern suchte, verbissen sich seine Zähne in dessen Kleidern, so daß es aussah, als könnte er nur zugleich mit dem Bein vom Körper meines Vaters getrennt werden. Als alles Schütteln nichts fruchtete, griff der Mann mit langen rohen Armen hinunter, riß den schäumenden Knaben nicht ohne

Anstrengung los und warf ihn mit solcher Gewalt von sich, daß er kurze Zeit regungslos liegen blieb. Dann, von mir im Aufstehen unterstützt, schlich er davon. Am nächsten Tag verließen wir die Stadt; ich sah ihn nie wieder.

Meine schönsten Erinnerungen aber knüpfen sich an die Gestalt meiner Mutter, die bis zum zwölften Jahr meine Kindheit behütete. Als ihr Tod mich zur Waise machte, hatte ich niemand mehr, der sich meiner annahm. Sie ist die einzige Person aus der Bude, an die ich mit Freude zurückdenke; denn sie ist die einzige, die mich je geliebt hat. Ihr Mann hatte sich in jener Bude anstellen lassen, die später sein Eigentum wurde; sie glaubte ihm folgen zu müssen. Aus Religion. Ja, ja, aus Religion war's. Sie liebte ihn längst nicht mehr; sein wüstes Treiben hatte ihr das unmöglich gemacht. Aus Religion folgte sie ihm. Sie hat sich schwer an das Leben gewöhnt, doch hatte sie einen Trost an mir. Darum wollte sie auch mir geben, was ihr am wichtigsten war; sie gab mir ihre Religion. Oh, sie glaubten wohl, Budenleute könnten keine Religion haben! Aber meine Mutter hatte sie. Als ich älter und mein Vater immer roher gegen mich wurde, floh ich oft zu ihr, weinte und klagte ihr mein Leid. Sie lehrte mich das Schwere ertragen und betete hie und da mit mir. Das tat mir wohl, und ich begann, auch allein zu beten. Sie fand mich einst in der Bude hinter der Orgel versteckt, wie ich auf den Knien lag und in unbestimmtem Drang kindlich meine Hände zu Gott, den ich ahnte, erhob. Da küßte sie mir weinend Augen und Mund, ohne daß ich ihre Tränen verstanden hätte. Sie starb, als ich zwölf Jahre alt war. Vor ihrem Tode betete sie noch einmal mit mir und trug mir auf, es jeden Tag zu tun. Als wir nach fünf Jahren wieder in die Stadt kamen, wo man sie verscharrt hatte, betete ich auf ihrem Grabe. Es war das letzte Mal, daß ich betete.»

Wilhelm schwieg.

Sie fuhr fort:

«So lang ich betete, war ich gut. Mein Vater war hart mit mir, aber ich hatte meine Religion. Es war das einzige, was ich hatte, seit meine Mutter tot war. Nachher, als ich nicht mehr betete, wurde ich wie die andern. Hätt' ich doch gebetet!»

Flora hätte weinen mögen; aber sie starrte tränenlos durchs Fenster; die Sonne warf mit vollen Händen Gold und Purpur ins Zimmer, über ihr Haar, ihr einfaches Kleid, auf das blendende Weiß ihres Bettes.

Nach einigen Minuten fuhr sie fort; sie wußte vielleicht nicht mehr, daß Wilhelm im Zimmer war.

«Ich hätte mehr an meine Mutter denken sollen; oh, ich hab' lange, lange nicht mehr an sie gedacht. Mutter! Mutter!»

Wie Verzweiflung hatte dieser Aufschrei durchs Zimmer gegällt. Wilhelm ergriff ihre Hand:

«Willst du mein sein und mir vertrauen?»

Sie starrte ihn an.

Tränen traten in ihre Augen. Langsam, zuckend sank ihr Haupt auf die Brust, daß lange Strähnen ihres braungoldnen Haares sich überstürzend ihr bleiches Gesicht verhüllten. Er zog sie an sich und küßte sie.

Da zuckte sie wieder auf, Verzweiflung im Antlitz.

«Es geht nicht; das kannst du nicht!»

Er blickte sie fragend an.

«Oh, du weißt..., Sie wissen nicht, was ich für ein Leben geführt. Das können Sie nicht.»

«Doch, Flora, ich kann es.»

Und Wilhelm drückte ihr herzlich die Hand. Jetzt erst brach das Eis und lauer Frühling zog in das erstarrte, verlassene Mädchenherz. Flora legte ihren Kopf an Wilhelms Brust, als schlüge darin das Vaterherz, dessen Liebe ihre Kindheit hatte entbehren müssen. In stürmischen Liebkosungen drängten dann ihre Körper sich aneinander, nachdem ihre Seelen sich gefunden hatten.

Immer noch stand die Sonne am Himmel und tat ihr möglichstes, dem Bild, das sie am Fenster erblickte, die richtige Beleuchtung zu geben, doch sie achteten es nicht. Wilhelm war mit der Absicht in Floras Zimmer getreten, ihr seine Liebe zu erklären. Aber alle schönen Worte, die er sich zurechtgelegt hatte, waren in dem Augenblick aus seinem Gedächtnis entschwunden, da er sie ins Sonnengold getaucht am Fenster sitzen sah. Gedankenlos hatte er sie angestarrt, bis das Geschrei der hungrigen Krähen ihn weckte; in seiner Verlegenheit fiel ihm jene Frage ein, die ihn wirklich schon oft beschäftigt hatte. Bei Floras Erzählung beschlich ihn leise Wehmut, die Erinnerung an seine eigene Kindheit und seine eigene Mutter, die auch ihm den frohen Kinderglauben eingepflanzt hatte, die nun aber seit langen Jahren tot war. Und trotzdem er längst diesen Kinderglauben ad acta gelegt und unter Wissenschaft und Kunst begraben hatte, stieg es in ihm auf, daß die Religion ein Teil der Menschennatur sei, den er bei keinem Weibe, am wenigsten bei seiner Frau vermissen mochte. Indem er sie an sich zog, machte er sie zu seinem Weibe, und setzte so den Schlußstein zu seinem Rettungs- und Erziehungswerk; denn erst in der Hingabe an den Mann, in der Selbstentäußerung seines Ichs, vollendet sich die Persönlichkeit des Weibes.

Fröhliche Wochen folgten, ungetrübt von störenden Gedanken an die Zukunft, die in vernünftiger Beleuchtung betrachtet, noch genug Schattenseiten zeigte. Aber Wilhelm wollte nicht daran denken; genießen, sich gehen lassen! drängte es in ihm nach so langer Wartezeit, und silberne Nebelschleier, gleich denen, die einst auf dem Gipfel des Idagebirges um das ambrosische Lager des Zeus und der Hera sich niederließen, umgaben das Paar und verhüllten die Aussicht auf den Abgrund, der zu seinen Füßen klaffte. Flora lebte auf in nie gekanntem Wohlgefühl und freudiger Zuversicht und bald guckte wieder die alte Sorglosigkeit, die bis zur Schalkheit und zum Leichtsinn sich steigern konnte, aus allen Ecken ihrer vergnügten Seele. Ihre Vergangenheit lag hinter ihr wie ein Traum, dessen dunkler Grund allmählich ihren Augen entwich, während die leuchtenden Punkte in immer hellerem Glanz stehen blieben. Die Gestalten ihres ersten Freundes und ihrer Mutter verließen sie nicht mehr, nachdem sie einmal die Erinnerung an sie wieder gewonnen hatte. Ebenso verweilte sie gern bei jenem Tag, an dem sie aus der Bude entflohen war und zum ersten mal mit Wilhelm auf einer Bank gesessen hatte.

«Es ist doch eine Tänzerin an mir verloren gegangen», scherzte sie mit Wilhelm, als sie von jener Scene sprachen. Da er lachte und zweifelnd den Kopf schüttelte, sprang sie auf und rief:

«Glaubst du's nicht! So will ich dir's beweisen! Sieh, trotz deiner Gelehrsamkeit bist du eigentlich ein steifer Bär, der keine Ahnung hat, was schön und zierlich ist!»

Sie hob mit spitzen Fingern die Falten ihres Kleides und begann, leise den Takt trällernd, den wiegenden Tanz, den Wilhelm schon einmal gesehen hatte. Er lachte fröhlich, als die Wirbel immer toller, die Sprünge immer leichter wurden und suchte mit raschem Griff das flatternde Kleid, dessen äußerste Enden neckend an seine Knie schlugen, zu haschen, die tolle Bachantin auf seinen Schoß zu ziehen. Und als ihm dies schließlich gelang und ihre Brust, hochatmend von der Anstrengung des Tanzes, an seinen Körper drängte, da lachten die Beiden so heiter und glücklich, daß über das ganze Zimmer ein heller Widerschein ihrer Freude sich zu legen schien. Dann, als die wallende Aufregung sich legte, wurde das wilde Budenkind plötzlich zur Dame und redete so vernünftig über menschliche Dinge, daß sie kaum wieder zu erkennen war.

Nach einem momentlangen, impulsierenden Sinnen sprach sie mit schmeichelnder Schüchternheit:

«Wilhelm, Lieber, wir kennen uns schon so lange und haben kein Geheimnis. Nur etwas möchte ich noch wissen.»

«Und das wäre, meine kleine, feine Spinne?»

«Was ist's mit dem Kleinen?»

Wilhelm schwieg eine Weile und erzählte dann die Geschichte, die er bis jetzt bei sich gehalten, da Flora die Frage danach nie gewagt hatte.

In H., wo Wilhelm ein Mädchen von Stand kennen und lieben gelernt hatte, das auch seinerseits ihm entgegentzukommen schien, studierte auch der Kleine und wurde zufällig in derselben Familie eingeführt. Während Wilhelms vielwöchiger Abwesenheit gelang es ihm, durch sein künstlerisches Talent und seine glatte Courtoisie sich so in Gunst zu setzen, daß die Abende, die er mit ihr in berausenden musikalischen Genüssen verbrachte, sich immer vertraulicher gestalteten. Ein Chopinwalzer, im gefährlichen Momente angeschlagen, spielte schließlich die Rolle, die in seiner russischen Novelle die bekannte Kreuzersonate übernahm. Als Wilhelm zurückkehrte, erwachte das Mädchen, das ihm wirklich zugetan war, aus seinem Taumel und mußte, aus Verzweiflung in Wahnsinn verfallen, im Irrenhaus versorgt werden, während der Kleine vorsichtig schon vorher verschwunden war.

«Und was hättest du ihm getan, wenn er geblieben wäre?», fragte die Spinne, die atemlos zugehört hatte.

«Was ich ihm getan hätte?», wiederholte Wilhelm wie abwesend.

Dann kam es eisigkalt von seinen Lippen, während sein starrer Blick die Wand zu durchstechen schien:

«Wir hätten uns im Walde, wo alles im Frühlingsdrang grünte und blühte, dort, wo ewiger Friede auf der Schöpfung ruht, unter vier Augen geschossen und einer von uns wäre nicht wieder heimgekehrt.»

Flora umschlang zitternd seinen Hals:

«Wie gut, daß er abgereist ist! Jetzt wirst du ihm nichts mehr tun, Wilhelm!»

«Meinst du? Jetzt habe ich doppelt mit ihm abzurechnen!»

«Tu's nicht, Wilhelm!»

«Kind, das verstehst du nicht. Glaube mir, ich setze mein Leben nicht leichtfertig aufs Spiel. Sogenannte Ehrenhändel

gibt's bei mir nicht. Aber in diesem Fall! – Ich will nicht vergelten, sonst könnte ich ihn niederschließen wie einen Hund, ohne daß dadurch etwas gesühnt würde. Aber Brust gegen Brust, mit gleichen Waffen und gleichem Haß! Ich weiß nicht, ob man das Rache nennt; der Name wäre schlecht gewählt, es ist etwas anderes.»

Da flammte etwas von der alten Wildheit in den Augen der Spinne, als sie eindringlich sprach:

«Schieß ihn nieder, Wilhelm – wie einen Hund! Nur setze dein Leben nicht aufs Spiel.»

«Sei ruhig, Kind; ich weiß nicht, wo er ist. Seit jenem Abend bei den Wagen hab' ich ihn nie mehr gesehen.»

«Aber wenn er hier in der Stadt wäre? Wenn er auf der Straße dir entgegen käme?»

«Dann weißt du, was ich tue. Auf Wiedersehen!»

Wilhelm, der seine Ruhe und gute Laune wieder gewonnen hatte, verließ mit fröhlichem Lachen und zärtlichen Kußhänden das Zimmer seiner Braut.

Flora blieb in trostloser Stimmung zurück. Jetzt, als er vom Tode gesprochen, hatte sie wieder gefühlt, daß er alles war, was sie besaß; daß nur er der Anker war, der den schwanken Kahn festhielt in der Strömung, die ihn abwärts zu reißen beehrte, bald schmeichelnd mit linden Wellen, bald sturmdurchtobt mit überstarken Wassern. Auch er wußte dies, und nun! Nun wollte er sein Leben aufs Spiel setzen, ohne an sie zu denken, die darauf fast ebenso großen Anspruch zu haben glaubte, wie er selbst. Er ist wie alle, dachte sie bitter, stolz, rücksichtslos und seine Liebe ist ihm Nebensache. Er geht über blühende Wiesen selbstsüchtigen Zielen entgegen, ohne auf die duftenden Blumen zu achten, die sein Fuß zertritt. Und wenn er je sich bückt, um eines der zärtlichen Gebilde zu pflücken und seinen Duft zu genießen – er wirft es wieder weg, nein, läßt es achtlos fallen und tritt darauf. Sie bedachte nicht, daß es beleidigte Liebe war, die ihn trieb; mit wollüstigem Schmerz ließ sie ihre Gedanken wie scharfe Dolche in ihrer Brust wühlen, klagte ihn an, verteidigte ihn und sprach das Urteil, das zu seinen Ungunsten ausfiel.

So ist das Menschenherz. Was ihm lieb ist, sein Alles zu sein scheint, zerstört er selbst und hat seine grausame Freude daran, recht tief gekränkt sich zu sehen, gewürdigt, solche Pein zu dulden. Wie die Schlange, die ihr Opfer mit Medusenblick gegen seinen Willen an sich reißt, so treibt uns diese Schadenfreude gegen uns selber, ungeachtet der besseren Einsicht, die aus ferner Ecke warnend blickt, das Geliebte zu zerfleischen und in genußreicher Qual und eitler Selbstgefälligkeit uns zu baden.

Doch in Flora wirkte auch das speziell Weibliche. Sie hatte geglaubt, über den Geliebten zu triumphieren, ihn ganz in ihrer Gewalt zu haben; nun hatte sein Widerspruch sie geweckt aus diesem Traum, dessen Erfüllung jedem ein reizendes Ziel ist.

Dann, als der erste Gefühlssturm sich gelegt hatte, kam es über sie wie eine plötzliche geistige Klarheit, daß sie zu erkennen meinte, was bis jetzt dunkel vor ihr gelegen war. Sie glaubte hineinzusehen in die geheimsten Tiefen von Wilhelms Seele, die Motive seines Handelns und Fühlens klar erkennen zu können. Sie hatte noch niemanden von seiner Familie kennen lernen; er war ihr, so oft sie davon sprechen wollte, ausgewichen und sie in ihrem stürmischen Glücksgefühl hatte sich keine weiteren Gedanken dar-über gemacht. Nun aber wußte sie plötzlich: Er fürchtete sich, sie einzuführen in den Kreisen, die sie gar nicht oder nur mit größtem Widerwillen aufnehmen würden. Sie sah es kommen, daß er entweder von ihr oder von seiner Familie lassen mußte. Dies war der Abgrund, der zu ihren Füßen klaffte und den sie lange übersehen hatte.

Flora sann nach, dann fuhr ihr durch den Kopf:

Wenn er sich an jenem Abend, durch die Erzählung von meiner Jugend gerührt, in momentaner Gefühlswallung hätte hinreißen lassen, mich zu küssen und er es längst bereute? Wenn er, in seinem Entschluß schwankend geworden, darum seine Familie unwissend ließ, um sich wieder von mir trennen zu können?

Sie suchte den Gedanken abzuschütteln; aber, da ihr dies nicht ganz gelang, wirkte er heimlich vergiftend fort. Er trieb sie, alle Seiten ihres Verhältnisses in kritische Beleuchtung zu setzen, alles zu prüfen und schließlich an allem zu zweifeln. Sie sah voraus, daß sie nie im Stande wäre, ihn zu befriedigen, daß sie nicht die Kraft hätte, auszuhalten in der ihrer freien Natur aufgezwängten Ordnung und Lebensweise eines reichen Haushalts, daß ihre Bildung, trotz jahrelangen Unterrichts und Verkehrs mit ihm, allzuweit hinter der seinigen zurückstand. Also sollte sie durch die Heirat beide unglücklich machen?

Bis zu diesem Punkt gelangte sie mit klarer Überlegung; aber nun, da die Sicherheit ihres zukünftigen Glückes ins Wanken geriet, an die sie so freudig geglaubt, da stürmten die Gedanken über sie wie tobende Winde, fielen sie an wie hungrige Wölfe.

Und tief innen wirkte heimlich das Gift fort, das jener Gedanke in sie gelegt hatte: Seine Liebe war ein augenblicklicher

Rausch, nun bist du betrogen. Und ist es so, was dann? Leben ohne seine Liebe, zurückkehren zur Bude? Das war unmöglich. Nein, nein, dann sterben!

Nun suchte sie die drohende Verzweiflung zu verscheuchen durch die Erinnerung an vergangenes Glück, an ungetrübte Stunden des Zusammenseins mit ihm, mit ihrer Mutter. Die zärtliche, unglückliche Mutter, die das Kinderherz behütet und gewärmt, sie sollte sie trösten in dem Gefühle grenzenloser Verlassenheit, das über sie gekommen war. Aber merkwürdig; dieses liebe Gesicht, das sie nie anders als freundlich lächelnd oder in gewinnender Traurigkeit gesehen, nun schien es zu zürnen; ein harter Zug lag um den sonst so weichen Mund und starre Strenge blickte aus den sanften Augen. In jähem Schrecken ob solcher Verwandlung glaubte Flora vorwurfsvolle Worte zu hören, die sie zurückriefen aus dem Leben, in das sie sich hineingedrängt und deren Klang ihr wie Stimmen von Geistern tönte, die in schadenfrohem Tanze ihr früheres Leben umgaukelt hatten.

Doch wie nun das einsame Mädchen sein Haupt im Arme verbarg und bitterlich weinte, da erweichte sich die Strenge der zürnenden Mutter, die nun liebevoll zärtliche Worte sprach und ihre schützenden Arme um ihr Kind legte.

Die Nacht, die mit leisen Schritten genah war, ließ aus goldenem Füllhorn Körnchen um Körnchen auf das Lager des müden Menschenkinds fallen, das nach Schlaf und Frieden sich sehnte. Und die Körnchen waren zur Hälfte dunkel und weich und fielen auf die Lider der brennenden Augen und bargen in sich Keime des Schlummers, sproßten und wuchsen; zur andern Hälfte aber hell und golden, doch inwendig hohl, und fielen in die Zweige der Schlummerbäumchen und blühten darauf als glänzende Träume.

Hohe, schroffe Felsen stiegen auf, die ihre zerklüfteten Arme nach dem Wanderer zu strecken schienen, der es wagte, den ziellos sich windenden Pfad zu begehen. Wasser rann überall durch die Schlüchte herab, tropfend, rieselnd und schließlich zum trägen Bach sich vereinigend, der, aus Felsen seine Speise nehmend, in den Felsen wieder spurlos zu verschwinden schien. Vielfach gebrochen drang das Sonnenlicht herab, kraftlos, fahle Blässe in düstere Orte werfend. Zwerghaft verkrüppelte Föhren schwankten sachte im Wind, der von keiner Richtung zu wehen schien. So groß war die Stille, daß selbst Floras scheuer Fuß ein Echo weckte, dessen hohler Ton ihr Herz beklemmte. Dumpfe Angst und Verzweiflung drückten sie, daß sie zu ersticken meinte. Da öffneten sich die Felsen, der Pfad hörte auf, Sonnenlicht lag auf leuchtender Wiese, wo Blumen sprossen in übernatürlicher Schöne; Flora pflückte die Blumen und warf sie in den Bach, der hier in breitem Glanze dahinfloß und sie in die Ferne führte. Und die Sonne blitzte im Wasser, die Blumen blühten immer schöner, die Vögel sangen, würziger Geruch entstieg dem Boden. Sie aber weinte und suchte ihr Glück. Da kam es von dem blitzenden Tagesgestirn wie glänzende Nebel und silberner Schein. Sie eilte hinzu, die Arme streckend in unendlicher Sehnsucht und sank jubelnd an die Brust ihrer Mutter, die im Nebel gekommen war, und sie war glücklich.

Als Flora erwachend aus dem Traum in die Wirklichkeit zurückkehrte, lag noch Finsternis in den Gassen der Stadt und draußen unter den herbstschlaffen Bäumen. Sie trat im Nachtkleid ans Fenster, das ins Weite sah und atmete die harte Nachtluft, die unter schwarzen, lautlos ziehenden und kämpfenden Wolkenbildern über die unheimlich düstere Erde strich, auf dem Lande mit schadenfroher Kraft die Kronen alleinstehender Bäume knickte, in der Stadt um wetterfeste Kamine tobte, die stolz und in sich gekehrt dem stoßweise durchbrechenden Mondlichte ihre glatten Flächen zum Ruhepunkt boten, oder aber sie klopfte an geschlossene Fenster, um dem unvorsichtig Öffnenden eine Handvoll lüsterer Geister ins Zimmer zu werfen, die den draußen tobenden, unergründlichen Naturkampf hin-eintragen ins Menschenherz. Da treiben sie ihr Wesen mit unbändigem Ringen und lassen das arme Gefäß ihres Übermutes entgelten, daß ihre Erzeugerin, die brausende, wirbelnde Sturmnacht, sie eingeschlossen hat ins enge Zimmer und ins engere Herz eines ungläubigen Menschenkinds. Und wenn sie in ihr Gefängnis sich schließlich ergeben haben, steigen sie durch Adern und Nerven aufwärts zum Hirn, schlüpfen in die ruhig schlummernden Gedanken und quälen den Vorlauten, der das Fenster geöffnet, mit Schlangen- und Skorpionstichen.

Doch andere nächtliche Geister noch gibt es, die jenen böartigen entgegenwirken. Auch sie rasen in Sturm und Wolken daher, aber hinter jenen ersten und suchen, wo ein Einsamer am offenen Fenster steht. Und wenn er nicht sogleich wieder schließt, sondern mutig in die tobende Schlacht hinausblickt und gern mitkämpfen würde, so dringen sie hinter den bösen Geistern ein in Zimmer und Herz und vertreiben die unruhigen Gesellen. Dann hebt sich die Brust des Einsamen dem brausenden Sturm entgegen, ein Wonnegefühl durchströmt seinen Körper, denn er fühlt sich eins mit der gewaltigen Natur, deren innerstes Pochen und Weben er zu vernehmen glaubt. Und ein jugendstarkes Sehnen durchzittert ihn nach den treibenden Wolkenkämpfen, nach dort, wo der Aufruhr am lautlosesten aber am gewaltigsten und erhabensten flutet. Wenn's draußen wogt und brandet, ein Kampf der Titanen, soll da der Mensch schlafen und träumen von seinen und seiner Lebensgenossen Erbärmlichkeiten? Soll er nicht vielmehr in jubelndem Aufschrei über herrliche Erkenntnis seine Stimme vermischen mit den tosenden Gewalten der rasenden Sturmnacht?!

Es gibt noch eine dritte Art von Nachtgeistern. In silberhellen Mondnächten steigen sie aus düstigem Boden, die Geister der weichen, lockenden Sehnsucht. Mit lieblicher Sprache und schwellenden Lauten nahen sie sich dir und wiegen dich in lüsterne Träumen. Laß ihr Sehnen dein Herz umfluten und denk an liebliche Stunden und herrliche Menschen; doch schließe das Fenster, ehe der silberne Mondschein in gelbe Dünste sich wandelt.

Flora hatte in der Sturmnacht das Fenster zu rasch wieder geschlossen. So tobte nun der schlimme Spuck in ihrem Herzen, hüllte sich in ihre Gedanken und führte einen so teuflischen Tanz auf, daß die Angst und Verzweiflung des vorigen Tages sich erneute und kein Schlaf mehr auf ihr heißes Lager sich senkte, bis ein junger, frischer Herbsttag am Himmel stand.

5 *Das Bild der Urgroßmutter*

Der Morgen, der in Floras Kammer schien, blickte auch durch die Fenster eines Eisenbahnwagens, in dem ein junger Mann sich aus unbequemem Schlaf aufraffte. Der Conducteur, von ihm nach der Zeit der Ankunft in B. gefragt, gab Auskunft und schlug die Türe hinter sich zu. Da legte jener sich wieder in die Ecke seiner Bank und bot den Mitreisenden den Anblick eines gelangweilten schlaffen Lebemannes, der mit eleganter Gleichgültigkeit seine Beine auf den gegenüberliegenden Sitz streckt und sich einbildet, am schlechtesten geschlafen zu haben. So wäre er wohl die ganze Stunde liegen geblieben, die bis zur Ankunft in B. verstrich, hätte ihm nicht die Gefahr gedroht, von dem über ihm schwebenden Gepäckstück, das durch das Rütteln des Zuges in Bewegung geraten war, unsanft an seine Existenz erinnert zu werden. So erhob er sich einigemal mißmutig, um dem Sturz vorzubeugen. Als es ihm nicht gelang, den Koffer in seine ursprüngliche Lage zu bringen, hob er ihn herunter und stellte sich, seine kurzen, fast schwächlich zu nennenden Glieder reckend, ans Fenster, das ihn in die schon herbstlich kahle Ebene eines breiten Tales blicken ließ. Er dachte an alles, was ihm durch den Kopf fuhr, nur nicht an seine Vergangenheit, darin dunkle Punkte in Menge ihm die Erinnerung verbitterten. Darum hatte er sich die Gedanken daran, die ihm seine Ruhe in unangenehmer Weise störten, abgewöhnt und war also in dieser Beziehung wie ein Säugling, der ohne eine Vergangenheit zu besitzen nur in der Gegenwart lebt.

Als der Zug in B. hielt, hüllte er sich in seinen Überrock, wobei ein erster heiterer Zug, das Zeichen der Befriedigung über das Ende der langen Fahrt, auf sein gelangweiltes Gesicht sich legte. Nachdem er rasch seinen Koffer dem Dienstmann übergeben, eilte er durch mehrere Straßen und streckte eben die Hand nach einem Glockenstrang, als Wilhelm, auf einem Morgenspaziergang begriffen, auf ihn zu trat. Steif vor Schrecken über dieses plötzliche Wiedersehen, stand der Kleine da, die Hand an der Glocke; diesem Manne gegenüber versagte seine Weltgewandtheit. Jetzt kehrten ihm die Gedanken an seine Vergangenheit zurück; er erinnerte sich: diesen hast du einst tödlich beleidigt, nun kommt er um Rache. Instinktiv wandte er sich, um zu entfliehen; doch Wilhelm ging ihm zur Seite und redete mit kurzen, harten Worten zu ihm.

Als sie stille standen, hatte der Kleine sich gefaßt, sodaß er Wilhelms Forderung ruhig anhören und ihm korrekt antworten konnte. Er wußte, hier war kein Entrinnen und hatte auch selbst das Ehrgefühl seines Standes, das ihm gebot, dem Beleidigten ohne weiteres Satisfaction zu geben. Nur daß das Duell ohne Zeugen in einem stadtentlegenen Wäldchen am Strom vor sich gehen sollte, gefiel ihm nicht; doch willigte er schließlich, noch immer überrascht, in alles ein. Am selben Tag, abends um fünf, wollten sie sich schießen.

Wilhelm brachte es über sich, seiner Braut nichts von dem Vorfall zu berichten. Warum sollte er sie mit etwas ängstigen, das sie doch nicht verhindern konnte? So ging er ohne Abschied dem gefährlichen Zusammentreffen entgegen. Doch etwas war er ihr schuldig. Er mußte dafür sorgen, daß sie im Fall seines Todes nicht hilflos dastand, sondern an jemand sich halten konnte. Auch sollte sie finanziell unabhängig sein. Diese Erwägung trieb ihn, seinen Vater von seiner Verlobung in Kenntnis zu setzen, was er bis jetzt aus wohlbezügelter Scheu unterlassen hatte. Nun aber, da die Umstände ihn dazu drängten, hoffte er, dessen Bedenken ohne allzugroße Schwierigkeit überwinden zu können.

Wilhelms Vater war ein Bürger von B. Erwachsen in Traditionen, lebte er in diesen und verlangte, daß alle ihm Nahestehenden auch darin lebten. Er war ein Wohltäter der Armen, ein eifriger Förderer von Kunst und Wissenschaft; er hatte ein gutes Herz für alle, die in der Tradition lebten; gegen andere war er hart wie Stein.

Dieser merkwürdige Mann saß am Nachmittag in seinem Zimmer, behaglich in die Fensternische sich lehnend, feine Nebel blauen Rauchs zogen von ihm aus durch den ganzen Raum, Gemütlichkeit bis in die fernsten Ecken verbreitend.

Auch die alten, längst gestorbenen Herren, die aus dunkeln Grunde von den Wänden auf ihren Enkel herabsahen, schienen mit dem Rauchenden zu genießen und geruhliche Lebensfreude lag auf den zum Teil bürgerlich feisten, zum Teil vornehm hageren Gesichtern. Ihre Namen waren verschollen, kaum daß in der Familie selbst ihrer Verdienste hie und da Erwähnung getan wurde, und doch mochte einst mancher von ihnen, die Reihe seiner Ahnen betrachtend, sich geschmeichelt haben, die höchste Stufe der Entwicklung zu erklimmen, der urhafteste und glorreichste Vertreter seiner Sippe zu sein. Noch jetzt sprachen sie in heimlichen Nächten von Krieg und Frieden, Freud und Leid alter Zeiten. Und wenn sie in ihren wunderlichen Reden auf den jetzigen Bewohner des Hauses kamen, lächelten sie lautlos zufrieden, daß auch er in ihren Fußstapfen wandelte und die Tradition heilig hielt.

Nur zwei der stummen Zeugen schienen die allgemeine Zufriedenheit nicht zu teilen. Ein Doppelbild, Wilhelms Urgroßvater und dessen Frau darstellend, hing in einer Ecke des Zimmers. Eine Ähnlichkeit zwischen Wilhelm und seiner Urgroßmutter war nicht zu verkennen; hauptsächlich schien sich der feurige Glanz ihrer Augen, der dem wohlgebildeten, von schwarzbraunen Haaren umrahmten Gesicht etwas ungemein Lebendiges verlieh, auf ihren Urenkel übertragen zu haben. Der Urgroßvater hatte es gewagt, an eine Südländerin aus achtbarer, doch wenig vermöglicher Familie sich zu hängen und sie zu seiner Gemahlin zu erheben. Deshalb wandten sich die anderen Stammhalter von ihm, der fern ab in dunkler Ecke hängen mußte. Mit Abscheu sahen sie von Zeit zu Zeit nach den feurigen Augen seiner Frau und schüttelten die Köpfe ab solcher Verirrung.

Trotz dieser Ahnengalerie machte das Zimmer keinen altertümlichen Eindruck. Moderner Luxus bedeckte fein gearbeitete alte Tische und Schränke, die Decke war neu, ebenso die Fenster, deren große Scheiben einen breiten Lichtstrom hereinließen. Wärme und Behagen füllte das Zimmer wie das ganze Haus.

In der Nähe der Türe lag auf gelbem, rot gerändertem Teppich ein stolzer Neufundländer, gleich seinem Herrn Mittagsruhe haltend. Doch konnte er diese wertvolle Stunde heute nicht ungestört genießen, da eine vorlaute Fliege immer wieder seine glänzende Nase zum Ziel ihrer Angriffe machte, worauf er jedes Mal unwirsch seine breite Pfote nach ihr schleuderte, ohne jedoch dem Object seines Zornes etwas anhaben zu können. Da benedete er seinen Herrn, der ungestört im Fenster lag, durch mächtige Rauchwolken jeden unbequemen Gast von sich abhaltend.

In diese harmonisch gestimmte Welt behaglichen Lebensgenusses trat Wilhelm raschen Schritts und aufgeregten Bluts. Aller Augen richteten sich auf ihn; es war, als ginge eine Bewegung durch die ansehnliche Versammlung, die da an den Wänden hing. Er, der jüngste der Sippe, zeigte sich selten in diesem Gemach; schon als Kind hatte ihn eine wunderliche Scheu vor den großen, hellen Gesichtern mit den dunkeln Augen, die den darunter Stehenden so ruhig, so starr anblickten, von dem Betreten desselben zurückgehalten. Da es des Vaters Arbeitszimmer war, hatte er auch später keinen Anlaß, sich darin aufzuhalten, so daß er heute seit langer Zeit wieder zum ersten Mal seinen Ahnen unter die Augen trat. Und da er mit der festen Absicht kam, ihren heiligen Traditionen ins Gesicht zu schlagen, so glaubte er zum Vornherein, ihre Augen in brennendem Zorn auf sich zu fühlen. Nur der Urgroßvater blickte ruhig, seine Frau hingegen nickte bei Wilhelms Eintritt freundlich aus dem Rahmen heraus.

Als der Sohn dem Vater sich gegenüber setzte und ihm mit zögernder Stimme die Tatsache seiner Verlobung kundtat, da legte sich ein heller Schein der Vaterfreude auf des Alten Gesicht; als jener aber in kurzen Zügen die Geschichte von dem gehetzten, armseligen Budenkind vortrug, da hoben und senkten sich die schwarzen, scharf gezeichneten Augenbrauen, höchstes Erstaunen, Zorn und Trauer ausdrückend. Hart wie Stein war sein Angesicht, als er langsam sprach: «Daraus wird nichts.» Wilhelm kannte diesen Ton und erschrak; doch beschloß er, seine ganze Überredungsgabe und wenn's sein mußte, seinen ganzen Trotz aufzuwenden, um Sieger zu bleiben.

«Vater, ich bitte dich, höre mich an! Ich rühme mich, dir noch nirgends Schande gemacht zu haben, auch an Orten und in Verhältnissen, wo du meine Tritte nicht verfolgen konntest. Als gehorsamer Sohn habe ich mich überall gefügt, auch wenn meine persönliche Einsicht und Neigung mich anders handeln ließ. Ich wußte, was ich dir schuldig bin, und hoffe auch jetzt, die Ehrfurcht gegen dich nicht verletzen zu müssen. Aber was ich einmal für recht erkannt und dessen Durchführung ich begonnen habe, was ich verfolgt habe durch kritische Lagen und lange Wartejahre, dem ich die ganze Glut meines Herzens, den ganzen Impuls meines Willens geliehet Vater, du kannst nicht verstehen, wie ich zu dieser Liebe gekommen bin. Nicht seit gestern hat das Mädchen mein Herz gewonnen; ich kenne sie seit Jahren, ich habe sie zu dem gemacht, was sie jetzt ist. Ich sah sie in der Bude, unglücklich. Das Mitleid, das mich zuerst fesselt, wurde rasch zur Liebe, ich entriß sie ihrem Leben und erzog sie für mich. Jahre vergingen, ohne daß meine Leidenschaft nachließ, die wie mit Zauberkraft mich zu ihr zog. Auf dem Grunde unserer Naturen lag ein geheimnisvolles gleichartiges Etwas, ein Funke, dem gleichen Herd entsprungen, ein durch die Schöpfung rieselnder Ton von derselben Saite, ein wohliges Schweigen im Gefühl des Einsseins. Dann als ich ihr meine Liebe erklärte, da fand es sich, daß auch sie mich längst geliebt.»

«Geliebt? Eine reisende Budenspielerin?»

«Du lächelst. Oh, du glaubst, sie könne nicht lieben, weil sie von unten kommt. Aber sieh, es liegt eine Seligkeit für mich in dem Bewußtsein, sie entrissen zu haben dem Schicksal, das ihr drohte, aus kleinen Anfängen sie herangezogen zu haben zum ganzen Weibe, das nur mich lieben und nur von mir geliebt werden kann! Hättest du das miterlebt, ihr Wachstum betrachtet, wie sie langsam alles Niedere abstreifte und sich enthüllte in der wahren Natur, die jedem Menschen inne wohnt, ein göttliches Erbe, das durch Generationen sich fortpflanzt auf die spätesten Geschlechter; die Natur, die im Grunde vergraben liegt, oft verkannt, zertreten, ja geleugnet und die doch nur wartet auf den befruchtenden Regen, um aufzusprossen zum Reis und zur Blüte; hättest du gesehen, wie sie sich wehrte gegen die Gewohnheiten ihres früheren Lebens, wie sie kämpfte, meiner würdig zu werden und weinte, wenn sie nicht völlig überwinden konnte und wie sie das tat mit dem Bewußtsein, niemals Liebe und Achtung von mir verlangen zu dürfen; wie sie dann aber an meiner Brust lag in seliger Hingabe; hättest du das erlebt und wolltest mich dennoch zwingen, sie zu verraten, zurückzustoßen in Niedrigkeit und Schande, da sie kaum den Fuß ans rettende Ufer gesetzt...»

«Du schwärmst, Knabe», unterbrach ihn sein Vater. «Komm, betrachte mit mir die Dinge, wie sie sind und versuche, dabei dein Herz und deine Eigenheiten aus dem Spiel zu lassen. Sieh, du betrügst dich selber, mein Sohn. Jene Leute sind anders als wir in allen ihren Gewohnheiten und Anschauungen und auch ihre Gefühle müssen mit anderem Maßstab gemessen werden. Wir dürfen, ja wir sollen mit ihnen verkehren, aber nicht wie mit unsers gleichen. Wo wir Not und Elend sehen, sollen wir helfen, doch ohne zu vergessen oder jene vergessen zu lassen, daß wir aus freien Stücken ihnen unsere Wohltaten zukommen lassen, daß sie niemals rechtlichen Anspruch darauf erheben können. Dieses Bewußtsein soll die Mauer sein, die die Stände scheidet.»

«Sie wollen nicht Mitleid, diese Leute», wandte der Sohn ein. «Mitleid demütigt. Sie wollen, daß man sie als Menschen anerkennt, sie verlangen Achtung und Liebe.»

Der Vater ließ sich nicht stören:

«Nicht der Besitz allein trennt die Klassen von einander; der Unterschied ist tief eingedrungen ins Blut, in die innerste Natur des Einzelnen. Deshalb fühlen wir nicht gleich wie jene; unser Empfinden in allen Dingen ist feiner und edler als das ihrige; ich möchte sagen, wir haben bessere Seelen.»

Wilhelm biß sich in die Lippen, um nicht mit zornigem Aufbrausen dieses engherzige Urteil zu strafen. Jener fuhr fort:

«Ich habe dein Bestes im Auge, wenn ich dich von diesem Schritt abzuhalten versuche. Als Erbe eines großen Vermögens, glänzender Verbindungen und einer ehrenvollen Tradition wirst du nicht die unverzeihliche Torheit begehen, dich an diese Person wegzuwerfen, während schöne und reiche Mädchen in Menge dir zur Verfügung stehen. Heirate aus Liebe; gewinne die Neigung einer Dame aus unserer Bekanntschaft, so werde ich dir mir Freuden den Segen geben. Nur bleibe in der Tradition!»

«Tradition? Ein Wort ohne Begriff, ein Rauch ohne Feuer.»

«Wilhelm, verkenne nicht den Wert und die Notwendigkeit unserer Standes- und Familientradition! Sie ist der Kitt, der unsere Gesellschaft zusammenhält, daß sie leben und wirken kann in alten, als gut erkannten Bahnen.»

«Schöne Gesellschaft, die ohne diesen Kitt zusammenfällt», murmelte Wilhelm fast unhörbar. Sie waren auf dem Punkte angelangt, auf dem, wie er wohl wußte, der Streit am heftigsten entbrennen mußte. Wenn Wilhelm hier siegte, so war alles gewonnen; deshalb suchte er an sich zu halten, um seinem Vater keinen Grund zu heftigem Zorn zu geben. Als dieser aber, durch die leise hingeworfene Bemerkung gereizt, in heftige Vorwürfe ausbrach, da strömte es auch von seinen Lippen mit der Glut der Überzeugung und des beleidigten Selbstgefühls, in der er beinahe den eigentlichen Zweck seines Kommens vergaß.

Seine ganze jugendliche Kraft bäumte sich auf gegen die Schranken einer engherzigen Gesellschaftsordnung, die nicht begriff, daß das Glück nicht wohnt in engender Unnatur, sondern in den Armen freier, ungehemmter Natürlichkeit. Aber wie stumpfe Pfeile, von Knabenhand geschleudert, prallte seine Begeisterung ab an dem Panzer bornierter Geruhlichkeit, womit der Alte sich umgab.

Doch ging diesem die Sache des Sohnes wirklich zu Herzen. Erst, als auch friedliche Bitten, die dem Vater vor seinem Sohne schwer ankamen, nichts fruchteten, sprach er in zorniger Aufwallung:

«Bedenkst du eigentlich, an wen du dich hingeben willst. Erwinnere dich, was diese Flora war; was sie geblieben wäre, hättest du nicht für sie gesorgt; ein im Elend verkommenes Budenweib, die Genossin der niedrigsten Menschenkreaturen, eine Bettlerin, eine – Dirne.»

Wilhelm fuhr jäh empor; Glut trat auf seine Stirn, die Augen schienen unter den Brauen hervorzutreten, seine Muskeln spannten sich zum Zerspringen in unbändigem Zorn über die Beleidigung; seine hohe Gestalt stand drohend vor seinem

Vater. Dann plötzlich, wie erschreckend über sich selber, schien er in sich selbst zusammenzusinken, sein Kopf fiel auf die Brust, der sich leise, fast tonlos die Worte entwandten:

«Ich werde sie dennoch heiraten.»

Als Wilhelm das Zimmer seines Vaters verließ, schien wieder eine Bewegung durch die Ahnenreihen an der Wand zu gehen. Hätte er aufgeschaut, so wären finstere Blicke gleich scharfen Pfeilen von allen Seiten ihm zugeflogen. Doch ihm fiel nur das Bild der schönen Südländerin, das in der Ecke nahe der Türe hing, in die Augen, und dieses nickte wie bei seinem Eintritt freundlich aus dem Raum heraus.

Nocheinmal hatte der Vater versucht, mit gütlichen Worten seinen Sohn von dem Unternehmen abzubringen; erst als Wilhelm seinen unerschütterlichen Entschluß wiederholte, hatte er ihm mit Enterbung gedroht, und als auch dies nicht verfiel, dieselbe wirklich vollzogen, den Sohn für den Fall der Heirat ausgestoßen. So opferte er das Glück seines Kindes den Traditionen seiner Familie.

6 *Andere Menschen*

Wilhelm stieg schweren Schrittes die Treppe empor in sein Zimmer und warf sich auf sein Bett, das Gesicht in die Kissen drückend. So lag er lange unbeweglich. Durch seine Gedanken tobten Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in wildem Sturm, ohne daß er sie in logischen Zusammenhang hätte bringen können. Über die sonnigen Saaten guter Zuversicht war ein Hagelwetter vernichtend hereingebrochen, das jede Hoffnung auf Ernte zu zerstören schien. Doch langsam, ganz langsam richteten die zerquetschten Halme sich wieder empor und atmeten die befreite Luft, die nach jedem Gewitter frischen Zuges über die Erde fährt. So zog allmählich ein stolzes Siegesgefühl in Wilhelms Brust, schwellende Freude, daß er durch ein großes Opfer seine Liebe erkaufte und engherziger Weltordnung getrotzt hatte. Doch ganz innen klang ein beklemmendes Wort, das seine Freude dämpfte, das traurige, inhaltschwere Wort: heimatlos. Er vermochte den Klang dieses Wortes nicht mehr loszuwerden; er verfolgte ihn durch die Stadt, durch die Felder gleich dem Summen einer klagenden Glocke bis zu dem Ort, wo er den Kleinen treffen wollte, dem Wäldchen am Ufer des Stromes.

In nagender Unruhe auf Wilhelm wartend, hatte Flora den Tag verbracht. Als es Mittag, Abend wurde, ohne daß er erschien, kam es über sie wie Ahnung eines großen Unglücks, das sie treffen sollte. Dazu wühlten die Gedanken der Nacht in ihr fort, bis eine brütende Verzweiflung sich auf sie legte. Die Wände fingen an, sie zu drücken; da eilte sie hinaus an den Strom, der sinkenden Sonne entgegen. Wollte sie ihre furchtbare Aufregung hinaustragen ans Herz der Natur, die schon so manchem bedrängten Menschenkind Mut und Vertrauen eingeflößt, andere aber hinabgezogen hat in den dunkeln Strom der Todesruhe? War es nicht vielmehr das unbegreifliche, menschenfeindliche Verhängnis, das sie trieb und das vielleicht in jenem Natursehnen sich äußerte?

Ohne je sich umzusehen, stürmte sie über die begangenen Wege hinaus und fand einen Fußpfad, der durch wirres Gestrüpp an einsamen Steinblöcken vorbei dem Laufe des Flusses sich nachwand. Oft strauchelte sie und war in Gefahr, in die klaren Fluten hinabzugleiten, zwickende Ruten schlugen ihr ins Gesicht, allerlei geruhliche Lebewesen flohen, von den nichts achtenden Tritten gescheucht, in den Schutz der Büsche, schreiende Möwen flogen ihr zur Seite über den Strom; sie sah alles mit offenen Augen und sah es nicht; die Verzweiflung peitschte sie vorwärts mit brennenden Ruten: weiter! weiter!

Als der Pfad sich zwischen Felsen verlor, stieß sie hart an einen Baum und schreckte auf. Sie blickte um sich. Vor ihr lag undurchdringlich wirres Gestrüpp, durch dessen kleine im Winde rasch sich verwandelnde Lücken höhere Bäume sich zeigten; links blickte sie über eine weite Wiese, in die eine Ecke des vor ihr sich dehnenden Wäldchens hineinragte. Eine wetterharte, knorrige Eiche markierte den äußersten Punkt des Waldsaums. Rechts unter ihr, viele Meter tief, floß der Strom gegen Westen, über sein jenseitiges flacheres Ufer hinaus verlor sich der Blick in fruchtbaren Ebenen und grüßte rotblaue Berge, die die Welt abschlossen. Hinter ihr, in guter Ferne, rauchte friedlich die Stadt, der sie entflohen war.

Unter der Eiche am Waldsaum stand einsam still ein Mensch, ein anderer kam ihm über die braune Wiese schweigend entgegen. Frieden fiel aus goldenem Abendhimmel auf die Erde, die in wehmütigen Herbstgedanken zu entschlummern schien.

Flora schreckte zusammen.

Die hohe Gestalt, die da über die Wiese so ruhig dem Waldrand zuschritt und das kleine schwächliche Figürchen unter der Eiche – oh, sie erkannte ihn gleich wieder, der damals bei den grünen Wagen die Hand verlangend nach ihrer Schönheit ausgestreckt hatte.

Es waren Wilhelm und sein kleiner Feind.

«Was ist das? Was wollen die beiden?»

Sie stand einen Augenblick regungslos, schrie dann schwach auf und sank auf den harten Fels. Sie wußte, daß hier zwei Todfeinde um ihr Leben würfelten.

Doch der kalte Stein unter ihr fing an zu glühen. Auf, auf! nur nicht hier liegen, während dort jeden Augenblick zwei Schüsse krachen konnten. Sollte sie hineilen, um das Duell zu verhindern? Nein, er tat es ja gegen ihren Willen. Sie wußte es ja, sie war ihm gleichgültig geworden.

Als sie wieder hinblickte, waren die beiden im Walde verschwunden, dessen Bäume, vom frischer wehenden Westwind bewegt, die Köpfe schüttelten über dem Treiben der obersten Naturwesen. Warum sich streiten statt ruhig an der Stelle zu stehen, wo man geboren und angewachsen ist, zornlos, freudlos, nur dasein, weil man da ist? Kämpfen? Streben? Nein, stehen in selbstlosem Traum und vom freundlichen Westwind sich die Haare krauen lassen. Weinen? Klagen? Nein, wenn der freundliche Wind zum Sturm wird und den Stamm bricht, klanglos sterben, ins Nichts auslaufen. Das ist die Philosophie der Bäume.

Flora stand willenlos. Einen Augenblick fühlte sie den Krampf zum Herzen steigen, ihr Bewußtsein drohte zu schwinden. Doch überwand sie den Anfall; eine dumpfe Kraft durchströmte sie, auszuhalten, zu erwarten, was sie nicht hindern konnte. Da hörte sie unter sich das Rauschen des Stroms; das lockte sie wie Stimmen einer anderen Welt. Sie trat auf einen Felsen, der weit hinausragend über dem Wasser hing und stand dort am äußersten Rande, wohin sich sonst ihr Fuß nie gewagt hätte. Als sie die Brust ihres Kleides öffnete, fühlte sie, wie der frische Wind ihren heißen Leib kühlte, ohne zu achten, welch neckisches Spiel er in den verhüllenden Falten trieb.

Groß und feurig barg die Sonne sich hinter den blauroten, in ihrem Glanze erblassenden Bergen und schien einen Augenblick inne zu halten, um noch einen Blick auf das einsame Weib zu werfen, das dort am stotzigen Abgrund über den reißenden Wellen sich der Natur zu vermählen schien. Denn hart und unbeweglich ragte ihre schlanke Gestalt in den Abend, ein Marmorbild. Kein Atem schien sie zu beleben; selbst die hohe Brust, vom Winde nun fast ganz entblößt, stand unbewegt. Nur die zerzausten Haare umspielten wie wesenlose Rächlein ihr Haupt. Kreischende Möwen flatterten neugierig vom Fischfang her; die kühnste setzte sich auf Floras Schulter und glaubte auf sicherem Fels zu ruhen.

Doch unter diesem Tode pochte feuriges Leben. Flora hatte gesehen, wie Wilhelm trotz ihrer Bitten sich in Todesgefahr begab, ja ohne Abschied von ihr zu nehmen. Alle die stürmenden Gedanken der bangen Nacht standen wieder vor ihr, nun mit erschreckender Gewißheit, da er selbst durch sein Tun ihr Bestätigung gegeben. Seine Liebe war eine Täuschung, ein Traum gewesen. Und zu diesen Gedanken, die klemmende, furchtbare Erwartung, die jeden Augenblick den vernichtenden Schuß zu hören glaubte. Was weder die dunkeln Stunden der Sturmnacht noch der ganze lange Herbsttag mit seinen quälenden Sinnen vermocht hatten – die wenigen Minuten, die jetzt verstrichen, reiften in ihr den Entschluß, zu sterben. Noch einmal versuchte sie in krampfhaftem Gebet dem Locken der geheimnisvoll strömenden Fluten zu entgehen, ins Leben zurückzuziehen; aber magische Kräfte schienen ihre Füße auf dem äußersten Rand des Felsens festzuhalten.

Als aus dem Wäldchen zwei dumpfe Schüsse herübertönten, sprang sie hinab.

Flora hätte nicht sterben sollen. Denn in derselben Stunde, da sie an Wilhelms Liebe verzweifelte, kämpfte er dieser Liebe wegen gegen sein beleidigtes Ehrgefühl und siegte über sich selber.

Als sie mit geladenen Pistolen auf zehn Schritt sich gegenüberstanden, da schien eine leise Stimme ihm zuzurufen: «Du wirst ihm jetzt nichts mehr tun, Wilhelm!» Er fühlte, wie seine Hand zu zittern begann, und als er, um die Schwäche zu überwinden, die Waffe hoch hielt und zum Schuß sich bereit machte, rief es wieder mit schmeichelnder Stimme wie gestern auf Floras Zimmer: «Tu's nicht, Wilhelm!» Nun fuhr es ihm plötzlich durch den Kopf: «Dein Duell stürzt sie ins Verderben; sie muß sterben, wenn du stirbst.»

Er erklärte, sich nicht schießen zu können und mußte den ganzen Hohn des elenden Verführers über sich ergehen lassen. Einen Augenblick, als er sah, daß jener seine Weigerung als Feigheit auffaßte, stieg ihm das Blut heiß zum Herzen; die Pistole in seiner Hand zuckte und hob sich blitzschnell, um aber gleich wieder zurückzusinken.

Dann schossen sie unter dem Hohnlachen des Gegners zugleich in die Luft und trennten sich.

Nun eilte Wilhelm zu Flora, für die er seinem Vater getrotzt, Vermögen und Ehre verloren hatte.

Sie war ausgegangen.

Er wartete bis zur Nacht, er kam am Morgen wieder, sie war noch nicht heimgekehrt. In schrecklicher Angst durchsuchte er die Stadt und wartete in Verzweiflung, bis aus einem weit stromabwärts gelegenen Dorfe die Nachricht ihres Todes kam.

Nun hätte Wilhelm ins Vaterhaus zurückkehren können; doch er ballte die Faust gegen seine Familie und verließ die Heimat, um andere Menschen zu suchen.

INHALT

Zur Neuausgabe	5
Vorwort	9
s Juramareili	19
Marie und Robert	69
Gedichte in Mundart	111
Die Spinne. Eine Novelle	151
Unter der Treppe. Eine Jugendfestgeschichte	189
Gedichte in Hochdeutsch	211

Textausgaben von Paul Haller und Vertonungen

Ausgaben gesammelter Werke

Gesammelte Werke, hrsg. v. Erwin Haller. Sauerländer, Aarau 1956, 2. Aufl. 1964, 3. Aufl. [als TB] 1980 und 4. Aufl. 1995 (alle vergriffen).

Gesammelte Gedichte, hrsg. v. Erwin Haller. Sauerländer, Aarau 1922.

Ausgaben einzelner Werke

S Juramarelli. Sauerländer, Aarau 1912, 1937, 1976 und in *Gesammelte Werke*.

Marie und Robert. Francke, Bern 1916.

– Erstpublikation (Urfassung), in: *Schweizerland*. Zeitschrift, II. Jhg. 1915/16.

– Zweite Fassung (nach einem von Paul Haller redigierten Handexemplar): *Marie und Robert*.

– *Schauspiel in drei Akten*. Sauerländer, Aarau 1935 und in *Gesammelte Werke*.

– Übersetzungen ins Romanische, in: *La scena*, Nr. 54 (1977) und Nr. 59 (1979).

Pestalozzi's Dichtung. Diss. Orell Füssli, Zürich 1914, 2. Aufl. 1921.

Prof. Dr. Franz Fröhlich: Nachruf, in: *Brugger Neujahrsblätter*, Brugg 1914, S. 21–27.

Unter der Treppe, in: *Brugger Neujahrsblätter*, Brugg 1916, S. 1–27.

– in *Gesammelte Werke*.

– und in *Frühling der Gegenwart*. Erzählungen 2, hrsg. v. Charles Linsmayer und Andrea Pfeifer.

– Buchclub Ex Libris, Zürich 1982, S. 220–242.

Veröffentlichungen einzelner Gedichte, Lesungen und Vertonungen

Die schönsten Gedichte der Schweiz, hrsg. v. Peter von Matt und Dirk Vaihinger. Nagel & Kimche. München 2002.

Eine Auswahl von Mundartgedichten, in: *Di Schönschte Dütschschwizer Mundartgedicht*, hrsg. v. Peter Meyer. Bächler, Wabern 1983.

Einzelne Gedichte in den *Brugger Neujahrsblättern* von 1901 bis 1990.

Hans Rudolf Twerenbold (Sprecher); Martin Pirktl (Musik): *Paul Haller, Sophie Hämmerli-Marti*.

Eine Tonband-Kompaktkassette, hrsg. v. der Pro Argovia, Lenzburg 1990.

S Juramarelli, gelesen von Hans Rudolf Twerenbold. Eine Tonband-Kompaktkassette, hrsg. v. der Pro Argovia, Lenzburg 1986.

Vertonte Mundartgedichte *Gluggere, z Obe, Chrutnägeli*, in: *Freud und Leid*, Zweistimmige Lieder von Ernst Broechlin. Op. 14. Bernoulli, Basel o. J.

Vertontes hochdeutsches Gedicht *Das spulende Kind*, in: *Sechs Lieder f. e. Singstimme und Klavier* von Walter Lang. Op. 14. Hug, Zürich und Leipzig 1925.

Texte über Paul Haller

Biographisches Lexikon des Kantons Aargau. 1803 bis 1957, Aarau 1958.

Burger, Hermann: *Versuch über den Dichter Paul Haller*, in: Bruggener Neujahrsblätter 1981, Brugg 1980, S. 125–145. Wiederabgedruckt, in: H. B., Ein Mann aus Wörtern. Fischer, Frankfurt/M., S. 157–72.

von Greyerz, Otto: *Paul Hallers Dichtungen*, in: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur, Mai 1923, 3. Jhg., Heft 2.

Günther, Werner: *Paul Haller. Zu seinem vierzigsten Todestag*, in: Bruggener Neujahrsblätter 1960, Brugg 1960, S. 4–24.

Haller, Adolf: *Paul Haller*, in: Schulblatt für Aargau und Solothurn, 14. März 1930, S. 49f.

Haller, Erwin: *Paul Haller*, in: Bruggener Neujahrsblätter 1922, Brugg 1922, S. 43–55.

Haller, Erwin: *Paul Haller als Dichter*, in: Bruggener Neujahrsblätter 1923, Brugg 1923, S. 14–21.

Haller, Erwin: *Paul Haller. Ein Dichter der Heimat*. Zum 25. Todestag, in: Reformierte Schweiz, 2. Jhg., Heft 5, S. 220ff., Mai 1945.

Haller, Erwin: *Paul Haller 1882–1920. Ein Lebensbild*. Sauerländer, Aarau 1931.

Hartmann, Adolf: *Dr. Paul Haller, 1882–1920, Nekrolog*, u.a. in: Jahresbericht über das Aargauische Lehrerseminar Wettingen, 1919/1920, Baden 1920.

Linsmayer, Charles: *Literaturszene Schweiz*. 157 Kurzportraits. Unionsverlag, Zürich 1989.

Muntwyler, Max: *Paul Haller. Ein Lebensbild in Brief-Ausschnitten*. Aargauische Kulturstiftung Pro Argovia, Lenzburg 1983.

Schauspielhaus Zürich: *Programmzeitung* der Neuen Schauspiel AG, Saison 1982/83, Nr. 2, Zürich 1982.

Schneider, Hansjörg: *I will s vernurje, I will s vergässe*, in: Programmheft Basler Theater Komödie, Heft 8, Basel 1974.

Stähli, Fridolin; Gros, Peter: *Der Aargau liegt am Meer. Ein Streifzug durch seine Literaturlandschaften*. Ammann, Zürich 2003, S. 12–52. (Paul Haller kommt in dieser Publikation ausführlich auch in den Kapiteln über Hermann Burger, S. 53ff., Hansjörg Schneider, S. 107ff. und Erika Burkart, S. 147ff. vor.)

Stähli, Fridolin; Gros, Peter: *«Unter der Nüsperli-Linde, am schönsten Plätzchen des Aargaus.» Ein Blick in die Literatur des Kulturkantons*, in: Aargauer Zeitung, 16. Juni 2003, S. 55 (Beilage zu *200 Jahre Aargau*).

Steiner, Urs: *Paul Haller und sein Schauspiel Marie und Robert*, Diss. Lang, Bern 1992.

Sträble, Urs: *Die Bruggener Neujahrsblätter als Spiegel der Aargauer Literatur*, in: Bruggener Neujahrsblätter 1990, Brugg 1989, S. 61–82.

Wälchli, Gottfried: *Paul Haller, 1882–1920. Die Tragödie eines Schweizer Dichters*. Vereinigung Oltner Bücherfreunde, Olten 1946.

Zollinger, Albin: *Der dunkel längge Kanton*, in: A. Z., Werke, Bd. 6. Artemis, Zürich und München, S. 291–293.

Quellen- und Bildverzeichnis

Mit Ausnahme der Erstdrucke (S. 111, 149, 211 verzeichnet) folgen alle Texte der Ausgabe: Paul Haller, Gesammelte Werke. Sauerländer, Aarau 1956.

Das Original für das Frontispiz, Paul Haller portraitiert 1918 von Giovanni Giacometti, ist im Besitz des Aargauer Kunsthhauses.

Sämtliches Bildmaterial und alle hier erstmals gedruckten Texte Paul Hallers stammen aus dem *Nachlaß Paul Haller*, der im Staatsarchiv des Kantons Aargau aufbewahrt wird. Die publizierten Dokumente finden sich unter der Signatur StAAG NLA 0071.

Die Büste Paul Hallers von Alfons Magg gehört zum *Nachlaß Paul Haller* StAAG NLA 0071.